

89105

Il 1923

~~Il 7-~~





DD A. N.

Ueber die  
Sprache und Weisheit  
der  
I n d i e r.

---

Ein Beitrag  
zur

Begründung der Alterthumskunde

von

Friedrich Schlegel.

---

Nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte.

---

Heidelberg,  
bei Mohr und Zimmer.

1 8 0 8.



5942



89105

11  
/

---

## V o r r e d e.

---

Von Indien her erwarteten, besonders nach dem, was Wilkins und William Jones bekannt gemacht hatten, die Alterthumsforscher Aufschluß über die bis jetzt so dunkle Geschichte der Urwelt; und die Freunde der Poesie hofften besonders seit der Erscheinung der *Sokuntala* von daher noch manches ähnliche schöne Gebilde

des asiatischen Geistes zu sehen, so wie dieses von Anmuth und Liebe beseelt.

Um so mehr darf ich auf einige Theilnahme für den Gegenstand dieser Schrift rechnen, welche die Ausbeute meiner, seit dem Jahre 1803 gemachten Studien der Sanskrit = Sprache und des indischen Alterthums enthält. Die Kenntniß, die es mir davon zu erwerben gelang, verdanke ich vorzüglich der Freundschaft des Herrn Alexander Hamilton (Mitglied der Calcuttaischn Gesellschaft, und jetzt Professor der persischen und indischen Sprache in England) der mir seinen mündlichen Unterricht vom Frühjahr 1803 — 1804 schenkte. Alle Mittel für den weitem Fortgang meines Vorhabens fand ich in der bereitwilligen Güte, mit welcher Herr Langle's (Conservator der orientalischen Manuscripte der Kaiserlichen Bibliothek, und Prä-



ident der Specialschule der lebenden orientalischen Sprachen zu Paris,) welcher der gelehrten Welt durch so manches verdienstvolle Werk bekannt ist, mir alle Schätze sowohl der öffentlichen, als auch seiner eignen eben so reichen, als planmäßig und geschmackvoll gesammelten Bibliothek mittheilte.

Für die indische Sprache benutzte ich ausser dem schon erwähnten mündlichen Unterricht, vorzüglich ein Manuscript der Kaiserl. Bibliothek zu Paris, No. 283 des gedruckten Katalogs, welches einen ungenannten Missionarius zum Verfasser hat. Es enthält 1) eine kurze Grammatik des Sanskrit nach dem Mugdhobōdhō des Bōpodevo; 2) den Omorośha, ein Realwörterbuch des Omorosinō, mit einer lateinischen Erklärung, und 3) ein Wörterbuch der Wurzeln, Kovikolpodruma, d. h. der

Dichter Reichthums Baum. Die Handschrift ist im Ganzen sehr leserlich; das Indische ist in den Bengalischen Charakteren geschrieben. — Bei Gegenständen, für welche es im Lateinischen an Worten fehlt, ist bisweilen, jedoch nur selten, das Portugiesische oder Französische zu Hülfe genommen. Schreibfehler oder Versehens, welche bei der ersten Abfassung eines so weitläufigen Werks selten ganz vermieden werden, sind wohl nur wenige darin; nach dem Wörterbuch zu urtheilen, welches Herr Alexander Hamilton in meiner Abschrift zu revidiren, und mir einige Fehler darin anzuzeigen die Güte hatte. Freilich aber ist die lateinische Erklärung der indischen Worte in beiden Lexicis fast immer nur ganz kurz, oft daher, wenigstens dem Anfänger, ungenügend.

Mein Wunsch ging eigentlich dahin, eine indische Chrestomathie in lateinischer Sprache und in den Original-Charakteren herauszugeben, welche ausser den Anfangsgründen der Grammatik eine Auswahl zweckmäßiger indischer Stücke mit lateinischer Paraphrase, Noten und Glossar enthalten sollte. Ich hatte alles dazu vorbereitet, und ausser der Grammatik und den beiden Wörterbüchern auch einen beträchtlichen und mehr als hinreichenden Vorrath solcher Stücke in den Original-Charakteren copirt, und für jenen Zweck bearbeitet. Nebst den in dem Anhang erwähnten Stücken aus dem Bhogovotgita, Ramayon und Monu's Gesetzbuch, besitze ich auch eine Abschrift von dem ersten Akte der Sokuntala des Kalidas nach einer sehr zierlichen bengalischen Handschrift, mit Scholien, in denen das Prakrit des Textes in Sanscrit

übertragen ist; und einen Theil des Sitopadesa, ein Werk, das für den Anfänger vorzüglich zweckmäßig ist. Nur ist das Pariser Exemplar nicht sehr correct, und weicht oft beträchtlich von demjenigen ab, welches Wilkins bei seiner Uebersetzung vor Augen hatte. Die zu Calcutta gedruckte Ausgabe sah ich noch nicht. — Durch sorgfältiges Copiren vorzüglich schöner Manuscripte, sowohl in Devonagori als auch in bengalischen Charakteren hatte ich mich in Stand zu setzen gesucht, einem Formschneider mit guten Vorschriften an die Hand gehen zu können; aber freilich würde die Verfertigung indischer Typen eine Unterstützung erfordern, an welcher es mir bis jetzt fehlte. Die Aufopferung des eignen Vortheils für einen Zweck der Wissenschaft, hat ihren Lohn in sich selbst; wenn aber der Zweck von der Art ist, daß er nicht ohne eine äussere

Begünstigung' erreicht werden kann, so ist es schmerzlich auf dem halben Wege nach dem erwünschten Ziele stehen bleiben zu müssen.

Und so mußte ich mich denn fürs erste darauf beschränken, durch den gegenwärtigen Versuch nur einen Beweis mehr zu liefern, wie fruchtbar das indische Studium dereinst noch werden könne, die Ueberzeugung allgemeiner zu verbreiten, welche reiche Schätze hier verborgen seien, die Liebe für dieses Studium, wenigstens vorläufig, auch in Deutschland anzufachen, und für die Ansicht des Ganzen einen festen Grund zu legen, auf welchem sich nachher mit Sicherheit weiter fortbauen ließe. Die metrische Uebersetzung indischer Gedichte mögen die Freunde der Poesie als eine angenehme Zugabe betrachten, und als ersten Versuch dieser Art mit Nachsicht beurtheilen.

Möchte das indische Studium nur einige solche Urbauer und Begünstiger finden, wie deren Italien und Deutschland im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert für das griechische Studium so manche sich plötzlich erheben und in kurzer Zeit so Großes leisten sah; indem durch die wiedererweckte Kenntniß des Alterthums schnell die Gestalt aller Wissenschaften, ja man kann wohl sagen der Welt, verändert und verjüngt ward. Nicht weniger groß und allgemein, wir wagen es zu behaupten, würde auch jetzt die Wirkung des indischen Studiums sein, wenn es mit eben der Kraft ergriffen, und in den Kreis der europäischen Kenntnisse eingeführt würde. Und warum sollte es nicht? Auch jene für die Wissenschaften so ruhmvollen Zeiten der Medicäer waren unruhig, kriegerisch und grade für Italien zum Theil zerrüttend; dennoch ge-

lang es dem Eifer einiger Wenigen, alles dies Außerordentliche zu Stande zu bringen; denn ihr Eifer war groß und fand in der angemessnen Größe öffentlicher Anstalten, und in der edlen Ruhmbegierde einzelner Fürsten die Unterstützung und Begünstigung, deren ein solches Studium beim ersten Anfange bedarf.

Noch führe ich die mir bekannt gewordenen Deutschen an, welche sich mit dem Studium der altindischen Sprache beschäftigt haben. Der erste, den ich erwähnt finde, ist der Missionarius Heinrich Roth, der im Jahre 1664 „die sanscretanische Sprache erlernt, um mit den Brahminen disputiren zu können.“ — Großen Ruhm erwarb sich in diesem Fach der im Jahr 1699 nach Indien abgegangene Jesuit Haxleden, der über 30 Jahre (1732 wird sein Tod gemeldet) in der malabarischen Mission arbeitete,

selbst vieles in der altindischen (im Gronthen) und in der gemeinen Landessprache (dem Malabari-  
schen) in Prosa und in Versen geschrieben,  
Sprachlehren und Wörterbücher darüber verfaßt,  
und dessen wahrscheinlich sehr reich und gehalt-  
voller Nachlaß zu Rom sich befindet. Der durch  
mehrere gelehrten Schriften über das indische Al-  
terthum bekannte Paulinus a St. Bartho-  
lomäo beruft sich mehrmals auf Hanxledens  
Arbeiten und handschriftlichen Nachlaß.

Der Hauptmann Wilford in englischen  
Diensten, von Geburt ein Deutscher, ist aus  
seinen Aufsätzen in der Sammlung der Calcut-  
taischen Gesellschaft allgemein bekannt.

Auch bemerke ich, daß mein älterer Bruder,  
Karl August Schlegel, gestorben zu Madraß  
den 9ten September 1789, in den letzten Jah-  
ren seines Lebens durch Reisen und durch Um-



gang mit den Eingebornen ein Studium des Landes, der Verfassung und des indischen Geistes begonnen hatte, das nur zu früh durch seinen Tod unterbrochen ward.



12  
The first part of the document  
is devoted to the study of  
the history of the  
movement for the  
rights of the  
colored people in  
the United States.

...

...

...

...

...

...

---

## I n h a l t.

### Ueber die Sprache und Weisheit der Indier.

#### Erstes Buch. Von der Sprache.

Erstes Kapitel. Von der indischen Sprache  
überhaupt . . . . . S. 3

Zweites Kapitel. Von der Verwandtschaft  
der Wurzeln . . . . . — 6

Drittes Kapitel. Von der grammatischen  
Structur . . . . . — 27

Viertes Kapitel. Von zwei Hauptgattun-  
gen der Sprache nach ihrem innern Bau, — 44

Fünftes Kapitel. Von dem Ursprunge der  
Sprachen . . . . . — 60

Sechstes Kapitel. Von der Verschiedenheit  
der verwandten und einigen merkwürdigen  
Mittelsprachen . . . . . — 71

#### Zweites Buch. Von der Philosophie.

Erstes Kapitel. Vorläufige Bemerkungen — 89

Zweites Kapitel. System der Seelenwan-  
derung und Emanation . . . . . — 95

Drittes Kapitel. Vom astrologischen Aber-  
glauben und wilden Naturdienst — 114

Viertes Kapitel. Die Lehre von zwei Principien .	. S. 125
Fünftes Kapitel. Vom Pantheismus	— 140
<b>Drittes Buch. Historische Ideen.</b>	
Erstes Kapitel. Vom Ursprunge der Poesie	— 157
Zweites Kapitel. Von den ältesten Wan- derungen der Völker . . .	— 165
Drittes Kapitel. Von den indischen Ko- lonien und der indischen Verfassung .	— 173
Viertes Kapitel. Von dem orientalischen und indischen Studium überhaupt und dessen Werth und Zweck .	— 196

---

### I n d i s c h e G e d i c h t e.

I. Anfang des Ramayon . . .	. — 231
II. Indische Kosmogonie, aus dem ersten Buche der Gesetze des Monu . . .	. — 272
III. Aus dem Bhogovotgita . . .	. — 284
IV. Aus der Geschichte der Sofuntola, nach dem Mohabharot . . .	. — 308



---

## Erstes Kapitel.

### Von der indischen Sprache überhaupt.

Das alte indische Sanskrito d. h. die gebildete oder vollkommne auch Gronthon d. h. die Schrift- oder Büchersprache hat die größte Verwandtschaft mit der römischen und griechischen so wie mit der germanischen und persischen Sprache. Die Aehnlichkeit liegt nicht bloß in einer großen Anzahl von Wurzeln, die sie mit ihnen gemein hat, sondern sie erstreckt sich bis auf die innerste Structur und Grammatik. Die Uebereinstimmung ist also keine zufällige, die sich aus Einmischung erklären liesse; sondern eine wesentliche, die auf gemeinschaftliche Abstammung deutet. Bei der Vergleichung ergiebt sich ferner, daß die indische Sprache die ältere sei, die andern aber jünger und aus jener abgeleitet.

Mit der armenischen, den slavischen Sprachen und nächstdem mit der celtischen, ist die Ver-



wandschaft des Indischen entweder gering, oder steht doch in gar keinem Verhältniß zu der großen Uebereinstimmung mit jenen zuvor genannten Sprache, die wir aus ihr ableiten. Ganz zu übersehen ist diese obwohl geringe Verwandtschaft aber dennoch nicht, da sie in der Ordnung, wie diese Sprachen genannt worden sind, sich selbst noch wenigstens in einigen grammatischen Formen kund giebt, in solchen Bestandtheilen die nicht unter die Zufälligkeiten der Sprachen gerechnet werden können, sondern zur innern Structur derselben gehören.

In der hebräischen Sprache und den verwandten Mundarten dürften sich, so wie in der Eopthischen noch indische Wurzeln genug finden. Aber dieß beweist keine ursprüngliche Verwandtschaft, da es Folge bloßer Einmischung sein kann. Die Grammatik jener Sprachen ist so wie auch die basstische grundverschieden von der indischen.

Die große bis jetzt noch nicht völlig bestimmbare Menge der übrigen nord- und süd-asiatischen oder amerikanischen Sprachen, hat mit der indischen Sprachfamilie durchaus keine wesentliche Verwandtschaft. In der Grammatik dieser Spra-

# Erstes Buch.

V o n   d e r   S p r a c h e.





auch für andre nicht ganz so evidente Fälle. Nur muß man, wie gesagt, die Mittelglieder oder die allgemeine Analogie historisch nachweisen können; nach Grundsätzen erdichtet darf nichts werden, und die Uebereinstimmung muß schon sehr groß und einschneidend sein, um auch nur geringe Formverschiedenheiten gestatten zu dürfen.

Ich führe zunächst einige indische Worte an, welche dem Deutschen eigenthümlich sind. Shtyoti — er schreitet, vindoti — er findet, shlißyoti — er umschließet; Onto — das Ende, Monushyo — der Mensch, Shvosa, Svostri — die Schwester, Kotho — das Rad, Bhravo — die Brauen der Augen, Torsho — der Durst, Tandovan — der Tanz, Ondani — die Enten, Noko — der Nagel, sthiro — unbeweglich, stier, Dshonon — das Essen u. s. w.

Andre Wurzeln stimmen mehr mit der Form der Worte überein, die sich in den verwandten Mundarten darbietet. Dūyon — ihr, Englisch you; shvopno — der Schlaf, Isländisch sveffn; lökote — er sieht, das altdeutsche Lugen. Uyo — auf, stimmt mit dem Nieder-

deutschen überein; desgleichen *vetsi*, *vetti* — du weißt, er weiß, dem auch das lateinische *videt* verwandt, doch mit etwas veränderter Bedeutung. Das Niederdeutsche ist für die Etymologie überhaupt wichtig, weil sich die ältern Formen oft grade hier erhalten haben. *Koekho* und *Kaekhofo* — Kiese, könnte das alte *Kecke* sein.

Wir haben hier nur einige wenige eigenthümlich Deutsche Wurzeln zum Beispiel angeführt, um allen Zweifeln entgegen zu kommen; nicht solche Worte, die das Deutsche mit dem Lateinischen und mit mehren der abgeleiteten Sprachen gemein hat, wie *Nasa* — die Nase, *mishroti* — er mischt, *Namo* der Nahme; oder insbesondrer mit dem Persischen, wie *Evani* — die Thür ع, *Bondhon* — das Band بند, *Ghormo* — warm گرم, *Gauh* die Ruh کاو. Noch verweilen wir bei den allen diesen Sprachen gemeinschaftlichen Benennungen von Vater, Mutter, Bruder und Tochter; im Indischen *Pita*, *Mata*, *Bhrata*, *Duhita*; wobei ich nur bemerke, daß alle diese Worte im Accusativ und einigen andern Casus ein *r* an-

chen, die von der indischen gleichfalls ganz verschieden ist, zeigt sich zwar bei mehreren ein gleichförmiger Gang; in den Wurzeln aber sind sie auch unter sich so durchaus verschieden und so ganz abweichend, daß sich keine Möglichkeit zeigt, sie auf eine gemeinschaftliche Quelle zurückführen zu können.

Die großen Folgen dieser Sprachvergleichung für die älteste Geschichte vom Ursprunge der Völker und ihren frühesten Wanderungen, werden in der Folge der Gegenstand der Untersuchung sein. In diesem ersten Buche begnügen wir uns, jene Sätze selbst, einfache aber viel umfassende Resultate gewissenhafter Forschung zu begründen und deutlich zu machen.



## Zweites Kapitel.

### Von der Verwandtschaft der Wurzeln.

Daß die behauptete Verwandtschaft nicht irgend auf etymologischen Künsteleien beruhe, deren man ehe die rechte Quelle gefunden war, so viele erfunden hat, sondern daß sie dem unbefangenen Forscher als einfache Thatsache sich darbiete, werden einige Beispiele am deutlichsten zeigen können.

Wir erlauben uns dabei keine Art von Veränderungs- oder Versetzungsregel der Buchstaben, sondern fordern völlige Gleichheit des Worts zum Beweise der Abstammung. Freilich wenn sich die Mittelglieder historisch nachweisen lassen, so mag giarno von dies abgeleitet werden, und wenn statt des lateinischen f im Spanischen so oft h eintritt, das lateinische p in der deutschen Form desselben Worts sehr häufig f wird, und c nicht selten h, so gründet dieß allerdings eine Analogie

Wie viel Uebereinstimmung in solchen einfachen Grundbestandtheilen der Sprache beweiſe, ist jedem bekannt, der sich mit Forschungen der Art beschäftigt hat. Um so mehr übergehen wir Worte, wo die Uebereinstimmung nur die Wurzel betrifft, ohne weitere Merkwürdigkeit, wie o s t h i — Knochen, οστέον; p r o t h o m o — der erste, πρῶτος; e t o r o n — ein andres, das andre, ἕτερον; u d o f o n — Wasser, ὕδωρ; d r u h und d r u m o h — der Baum, δρῦς; l a b h o — das Nehmen, Empfangen, l o b h o t e — er nimmt, verwandt mit λαβω, λαμβανω; p i y o t e — er trinkt, πειν; s e v y o t i er verehrt und er wird verehrt, σεβειν u. s. w. M a s o h — der Monath, μεις; E h o n d r o s der Mond heißt auch E h o n d r o m a h, wo die letzte Sylbe wohl die Wurzel ist, von der m a s o h und auch das Persische  $\sigma\text{Lo}$  abzuleiten ist, wie auch das Deutsche M o n d, im Niederdeutschen M a h n.

Nur aus der römischen Sprache, in welcher die Zahl der indischen Wurzeln vielleicht mit am größten ist, führen wir einige Beispiele der sonderbaren Gleichheit wegen an. V o h o t i — vehit, v o m o t i — vomit,

vortute — vertitur, svonoh — fonus,  
 nidhoh — nidus, forpoh — serpens,  
 navhon — navis, danon — donum,  
 dinon — der Tag, dies, vidhova — vidua,  
 pohen — pes, pedis; asyon — das Antlitz,  
 os, havvonoh — juvenis, modhoh —  
 medius, yugon — jugum, von yunkte —  
 iungit und iungitur; eine sehr weitverbreitete  
 Wurzel, welche in den abgeleiteten Bedeutungen  
 auch in der philosophischen Terminologie der In-  
 dier eine wichtige Stelle einnimmt. Ferner  
 rosoh — der Saft, ros; viroh — der Held,  
 vir; dontah — dentes, Persisch دندان;  
 seroh — series; kesoh — das Haar, fin-  
 det sich noch in Caesa-ries, wovon Caesar so  
 viel als crinitus wohl besser abgeleitet wird, als  
 auf die gewöhnliche Weise; ognih — das  
 Feuer, ignis; potih — der Gebieter oder et-  
 was besitzend, dessen mächtig — wird zur Bil-  
 dung zusammengesetzter Worte grade eben so  
 gebraucht wie das römische potens. Worte die  
 man für schallnachbildend halten dürfte, wie  
 shushyoti fugit, mormoroh — murmur,  
 tumultoh — tumultus, übergehe ich so wie

nehmen, *pitoron*, den Vater u. s. w. Mehrere besonders merkwürdige dieser gemeinschaftlichen Worte werden späterhin vorkommen.

Aus der griechischen Sprache wählen wir vorzüglich nur solche Beispiele aus, die zugleich die Aehnlichkeit und Gleichheit der Structur zeigen, oder einfache Grundbestandtheile der Sprache sind. *Osmi, oſi, oſti* — ich bin, du bist, er ist — stimmt ganz mit *εσμι, εσσι, εστι* überein, wenn wir in den ersten beiden Fällen für *ειμι* und *εις* die ältere Form nehmen. An das *o* stoße man sich nicht; es ist der kurze Vokal, der wenn er nicht Anfangsbuchstabe ist, im Worte selbst nicht geschrieben wird, dem grammatischen System zufolge ein kurzes *a* bedeutet, in der herrschenden Aussprache aber meistens als kurzes *o*, in einigen Worten als kurzes *e* lautet.

Noch ein Beispiel mag die Aehnlichkeit bestätigen. *Dodami, dodasi, dodati* — ich gebe, du giebst, er giebt — ganz wie *διδωμι* u. s. w.; das lange *a* stimmt indessen mehr zu dem römischen *das, dat.* — *Ma* ist eine indische Negation, wie im Griechischen *μη*. Der kurze Vokal *o* oder *a* wird in derselben Bedeu-

tung den Worten präfigirt, wie das  $\alpha$  privativum. Dur wird in derselben Bedeutung präfigirt, wie das griechische  $\delta\upsilon\varsigma$ , im Persischen  $\text{دش}$ , wie  $\text{دشمن}$  — der übelgesinnte, der Feind, indisch  $\text{durmonoh}$ . Die indische Sprache hat mit der griechischen, lateinischen und deutschen nicht nur die Eigenschaft gemein, daß sie der ursprünglichen Bedeutung der Zeitwörter durch vorgesezte Partikeln die mannichfaltigsten Nebenstimmungen geben kann, sondern die meisten aller der Partikeln, deren sie sich zu diesem Zweck bedient, finden sich in den genannten Sprachen wieder. Dem Indischen und Griechischen sind folgende gemein: son genau dasselbe wie das griechische  $\sigma\upsilon\mu$ ;  $\text{poti}$  ist das alte  $\pi\omicron\tau\iota$  für  $\pi\rho\sigma$ ;  $\text{onu}$  bedeutet nach wie  $\alpha\nu\alpha$ .  $\text{Pro}$  findet sich in derselben Bedeutung auch im Lateinischen wie im Griechischen;  $\bar{a}$  hat die Bedeutung des lateinischen  $\text{ad}$ , des Deutschen  $\text{an}$ ; die verneinende Partikel  $\text{no}$  stimmt mit dem Lateinischen und Deutschen überein;  $\text{upo}$  ist das Deutsche  $\text{auf nach}$  der niederdeutschen Aussprache,  $\text{ut}$  das Deutsche  $\text{aus nach}$  derselbigem.



mit der indischen im nächsten Grade der Verwandtschaft stehen, liebt die schallnachbildenden oder doch mit dem Schall spielenden Worte so sehr als diese.

Im Lateinischen und nächstdem im Deutschen und Griechischen leiden die indischen Worte ungleich weniger Veränderung. Doch zeigt auch hier oft die unmittelbare Vergleichung, daß die indische Form die ältere sei. Aus rōkto h oder rō hito h kann wohl roth, aus Schlefhmo — Schleim, aus vohulon — viel werden, da die Worte wie das Gepräge des Geldes im Gebrauch und Umlauf sich leicht abschleifen und verwischen, aber nicht umgekehrt.

Oft treffen auch die an sich ziemlich entfernten Formen der abgeleiteten Sprachen in dem indischen Worte, wie in ihrer gemeinschaftlichen Wurzel zusammen. Aus putro h (dem das celtische potr am treuesten geblieben ist) kann eben so leicht puer als پسر werden; aus soedoh wird Schweiß nach der niederdeutschen Aussprache eben so gut abgeleitet als sudor; in noroh trifft das persische نر und das griechi-

sche *αρηρ* zusammen; in *trafoh* — Zittern und Furcht — das griechische *τρεω*, das lateinische *tremo* und das persische *ترسیدن*; *sa mudron* — das Meer — vereinigt das Deutsche *See* und das griechische *ὕδωρ*; *Knie* würde man nicht von *janu* ableiten wollen, wenn nicht *γονυ* und genu den Uebergang zeigten.

Noch wichtiger ist es vielleicht, daß einige Worte der neuern Sprachen, die sich in diesen selbst nicht weiter auflösen lassen, aus dem Indischen sich ableiten und nach ihrer Zusammensetzung erklären lassen. *Prandium* z. B. wird gewiß ohne Zwang von dem indischen *prahnoh* — der Vormittag — abgeleitet, welches selbst aus der Partikel *pro* und *ohoh* der Tag, im fünften und sechsten Casus *ohnoh* zusammengesetzt ist. Eben so *monile* von *moni* Edelstein. *Sponte* kommt mit dem Ablativ *svante* auch in der Bedeutung überein; *svanton* aber ist zusammengesetzt aus der Partikel *svo* und *onto* — *quod finem suum in se habet*.

Auffallend ist es, wie groß mannichmal selbst in einer bestimmten Flexion die Uebereinstimmung ist; *ayonton* z. B. und *euntem*, von *yati*,

viele andre, die bei genauer Untersuchung wohl nicht zweifelhaft scheinen dürften, doch aber nicht so unmittelbar einleuchtend sind als die eben angeführten.

Die indischen Worte, welche sich im Persischen wiederfinden, sind dem eigenthümlichen Charakter dieser Sprache gemäß am stärksten abgekürzt, und nur selten ganz unverletzt erhalten wie rōjo — der Glanz, glänzend — in روشن. Nicht nur fällt die Endung meistens weg und wird das zweisylbige Wort dadurch einsylbig wie apoh — Wasser آب, ospoh — das Ross اسپ, bhishmoh oder bhimoh — Schrecken — بيم, shiroh — das Haupt — سر; shaakhoh — ein Zweig — شاخ, kamoh — Begierde — کام. Es gehen oft noch wesentlichere Bestandtheile verloren wie پا der Fuß — von podoh oder padoh, پور voll — von purnon, تن der Leib — von tonüh oder tonuh, ده zehn — von doshoh, سیا schwarz — von shyamoh. Aus dem dreisylbigen pavokoh, der Reiniger auch ein

Beiwort des Feuers, wird das einsylbige پاك, rein. Kaum würde man mitroh — der Freund und dann auch ein Beiwort der Sonne — noch in م wiedererkennen, wenn nicht das Mithras der Alten, überhaupt aber die Analogie bei der großen Menge ähnlicher Fälle zu Hülfe käme. Wenn man die andern Beispiele vergleicht, möchte man immer glauben, daß auch م — der Hauch — noch von dem indischen Atmoh der Geist u. s. w. komme, was sich in ατην und Athem ganz erhalten hat. Für die Ableitung des Persischen wird es daher von großem Nutzen sein, wenn man auch auf die neuere oft schon abgekürzte Form Rücksicht nimmt, welche das alte Sanskritwort im Prakrit oder in den hindostanischen Mundarten annimmt.

Daß ein so überwiegender Hang zum Abkürzen, der selbst die Wurzeln und Stammsylben angreift, sich dem Onomatopoëtischen nähere und den Geist der Sprache wieder zu dieser Stufe hinführe, kann das Persische selbst zum Beispiel dienen; denn keine unter allen Sprachen, die

er geht, auch eti, it; oder wie dieß auch bei zusammengesezten Worten zutrifft, wie *Dvarsthitto* — der Thürsteher, *Dntortvari* — die innre Thür.

Auch bleibt es immer merkwürdig, obwohl man aus einzelnen Aehnlichkeiten der Art viel zu viel für das Ganze geschlossen hat, daß mehre griechische und römische Götternahmen, die in diesen Sprachen selbst keine Ableitung finden, aus dem Indischen erklärt werden können. Doch dieß gehört zum Theil einer andern Untersuchung an; wir beschränken uns hier einzig auf die Sprache, und übergehen alles, was nicht auf den ersten Blick gewiß ist und eine weitere Auseinandersetzung fordern würde. Nur das eine mag der Merkwürdigkeit wegen im Vorbeigehn angeführt werden, daß selbst der Name *Roma*'s indisch sein dürfte. Zwar bietet sich das griechische *ῥωμην* dar, das aber auch ziemlich allein steht, und welcher Sprache das Wort ursprünglich angehöre, kann wohl kein Zweifel bleiben, wenn man betrachtet, wie weit das Geschlecht der Wurzel *romo*, *romote*, wovon *roti*, *ramo* u. s. w., sich im Indischen ausbreitet, welche Worte sämtlich Freude,

besonders auch des Siegers und Helden bedeuten, und in dem alten Gedicht vom Kamo so oft zu Anklängen und schönen Anspielungen auf den Namen des Helden gebraucht werden.

Ein und dasselbe indische Wort trifft in einer Umbiegung oft mehr mit der einen, in der andern mit einer andern der verwandten Sprachen überein. Chindonti z. B. ist fast ganz wie Scindunt; der Infinitiv chettun aber nähert sich eher dem Deutschen scheiden; dem tonu ist tenuis ähnlicher als dünn, das Zeitwort tonōti (dessen Bedeutung tonu auch neben jener umfaßt,) stimmt mehr mit dem Deutschen dehnet überein, als mit dem Lateinischen in extendit. Zerstreute Glieder der abgeleiteten Sprachen finden sich im Indischen wie an der Wurzel zusammen; ut, das deutsche aus nach der niederdeutschen Form, ist schon angeführt worden: davon ist der regelmäßig gebildete Comparativ uttoron, das deutsche äußern; der regelmäßige Superlativ uttomon, das Lateinische ultimum, in der Bedeutung aber wie summum. Alle im Lateinischen, Deutschen, Persischen zerstreute Worte von der Familie mors, mortalis, مرد, مردن,

morden, Mord, finden ihren gemeinschaftlichen regelmäßigen Ursprung in der indischen Wurzel *mri*, wovon *mrityuh*, *morttyah*, *moro-*  
*non* u. s. w. Dasselbe gilt von der in allen vier Sprachen, der lateinischen, griechischen, persischen und deutschen so weit verbreiteten Wortfamilie *Stehen* und *Stand*; *tisthoti* — er steht — kömmt am meisten mit dem Griechischen überein; *sthanon* — der Ort — mit dem persischen *سٹان*; *sthiro* — unbeweglich — das deutsche *stier*, ist schon angeführt worden. Auch *janami*, *gigno*, *γεννω*, ist eine sehr fruchtbare Wurzel. Es sind deren zu viel, um sie alle anzuführen.

Als ein besonders lehrreiches Beispiel gemeinschaftlicher Abstammung aus dem Indischen wählen wir einige der vornehmsten Worte, die *Geist*, *Denken*, *Wissen* oder *Reden* bedeuten. *Monoh*, *monoson* ist das lateinische *mens*; das Zeitwort *monyote* — er denkt — finden wir in dem deutschen *meinet*. *Motih* ist das griechische *μητις*. Eine andre mit dieser und mit dem deutschen *Muth* verwandte Form liegt wohl in *Amōdoh* — Vergnügen, *Anmuth* —

zum Grunde; denn das a ist auch in dem indischen *Am̄do* (dem vielleicht auch das persische *امید* Hoffnung, verwandt ist) nur Präposition; von eben der Wurzel wäre dann *unmadoh*, wo un die nach dem Gesetz der Euphonie veränderte Präposition *ut* ist; *unmadoh* — rasend, wörtlich so viel als *exmens*, was in dem Englischen *mad* noch verstümmelt übrig sein könnte. *Atmoh*, was *ipse* und *spiritus* bedeutet, im Griechischen und Deutschen *ατην* und *Athem*, ist schon vorgekommen. Desgleichen die Wurzel *Wedo*, wovon *vetti*, das deutsche Wissen; etwas abweichend in der Bedeutung, aber treuer in der Form ist das lateinische *video*. Von der fruchtbaren Wurzel *jna*, die gleichfalls Wissen, Erkennen und Verstehen bedeutet, das persische *شناختن*, *شنون*, *شنیدن*. Tiefes Sinnen und Nachdenken bezeichnet die Wurzel *dhī*, wovon *dhīyote*, das deutsche *dichtet* in der ursprünglichen Bedeutung, wie in *Dichten* und *Trachten*; ferner *dhyaṇo*, *dhyaṇoti* u. s. w. verwandt mit *dachte*. *Vox* kann von *vocho* oder von *vakyon* abgeleitet werden;



beide Formen sind gebräuchlich. Die Wurzel *re* bezeichnet Sprache und Rede, wie dieses letzte im Deutschen. *Ganon* heißt *cantus*; von der Wurzel *gi*, *giyote* er singt; im Persischen خواندن *singen* und lesen.

Die indischen Pronomina stimmen am meisten mit den römischen überein. Zwar *tvon*, Du — ist allen den abgeleiteten Sprachen gemein; *ohon*, ich — hingegen verschieden und höchstens nur in dem celtischen *on* noch sichtbar; der Dativ *moya*, mir — ist dem griechischen *μοι* am nächsten; das *me*, was statt man — mich, und auch im vierten und sechsten Casus gebraucht wird, dem Griechischen mit dem Römischen gemein. Von der Wurzel *sva* aber (wo- von *suus*, *a*, um und *sein*), die als Partikel so oft präfigirt wird, um Beziehung auf sich selbst oder Kraft durch sich selbst zu bezeichnen, kommen auch Casus vor, die ganz den Römischen gleich sind, wie *svon* — *suum*, *svan* — *suam* u. s. w. Das Pronomen *eschoh*, *escha*, *etot* ist wohl die gemeinschaftliche Wurzel von *is*, *ea*, *id* und *iste*, *ista*, *istud*, da es in den abgeleiteten Casus

auch der beiden ersten Geschlechter meistens ein *t* annimmt; dahin gehört auch das zurückweisende *iti*, was bald dem *id*, bald dem *ita* entspricht. *Koh* (in der Construction meistens *Kos*), *ka*, *kon* entspricht noch dem *qui*, *quae*, *quod* selbst in einigen abgeleiteten Casus, wie *kan* — *quam*, wie das fragende *kim* dem *quid*; das Persische *ك* ist eben daher. Dagegen entspricht das schon angeführte *nyon* dem Deutschen in der englischen Form *you*; das Pronomen *soh* findet sich im Hebräischen, und Arabischen, und auch im Altdeutschen; der Accusativ *ton* ist noch ganz das griechische *τον*, deutsch *den*; der Genitiv *tosyo* das deutsche *dessen*, der Pluralis *te* das Deutsche *die*; *tot*, da der kurze Vokal eben so wohl *a* als *o* sein kann, entspricht dem deutschen *das*, niederdeutsch *dat*. Da *onyom* in *ben* meisten Casus ein *i* annimmt, worin das *y* sehr oft regelmäßig übergeht, so könnte das persische *این* davon abgeleitet werden, womit jener verwandt. Noch mehres andre ließe sich beibringen, was uns aber zu tief in die Etymologie führen würde.

Hierher gehören auch die Zahlworte. Eins, fünf, hundert und tausend — eko, poncho, shoto, sohosro — stimmen mit dem persischen هزار, صد, پنچ, یکا — überein. Die übrigen ersten — chotur — vier, im Slavischen chetyr, ausgenommen — sind genau wie in unsern Sprachen bis auf die abgeleiteten Zahladjektive; tvitinyoh, — tritinyoh — der zweite und der dritte — entspricht am meisten dem Deutschen; soptomoh (die Aspiration am Ende wird in der Construction oft in ein s verwandelt, dann also soptomos) soptoma, soptomon stimmt auf das genaueste mit dem römischen septimus, a, um überein; desgleichen duadosho, duodecim.

Bis jetzt haben wir nur solche Fälle angeführt, wo die Uebereinstimmung in den einzelnen Worten noch unmittelbar sichtbar ist. Wollten wir auf die Untersuchung der Wurzeln eingehen, wo die Verwandtschaft auch sicher genug ist, aber nur mehr Analyse erfordert — wie z. B. moho oder maho in magnus, mächtig und do, oder volo, valo, was

Kraft bedeutet, in *validus* sichtbar; *to mo* — finster, mit *dämmern*, *лѣтитъ* roth und brennend mit dem Deutschen *Lohe*, *chestote* — er sucht, begehrt — mit *quaesitus* und *خواهیدن* verwandt ist; oder an verschiedene Biegungen einer Wurzel *goccho*, *goto*, *gomo*, *gaminio* sich viele abgeleitete wie *gehen*, *going*, *kommen*, *caminus* anreihen; — so würden wir statt einer Abhandlung ein vergleichendes Wörterbuch entwerfen und einen beträchtlich großen Theil aller der genannten Sprachen durchgehen müssen.

Aus dem gleichen Grunde haben wir uns auch solcher Beispiele enthalten, wo das Wort selbst zwar dasselbe geblieben ist, die Bedeutung aber eine kleine Ablenkung erlitten hat, wie *vijon* — der Saame, in *vis*; *guno* die Eigenschaft, verschiedene Art und Weise, in *گون* — die Farbe. Wer kann bezweifeln, daß *morden* und *مردن* dasselbe Wort seien, obgleich das erste active, das zweite passive Bedeutung hat? *دیه* ist unstreitig *devo*, lateinisch *divus* und *deus*; obgleich *دیو* von bösen, *devo* immer

nur von guten Geistern gebraucht wird. In modhuroh — in der Construction modhuros — modhura, modhuron wird man maturus, a, um nicht verkennen, obgleich das indische Wort süß bedeutet; das Substantiv modhu, Honig, ist das deutsche M e t h. Ebenso lökōh, die Welt, der Weltraum — locus; vesthitōh, bedeckt — vestitus; mordjaroḥ, die Raze, das deutsche M a r d e r. Thiernahmen gehen oft auf noch entferntere Gattungen über, wie vulpis, W o l f; عر۾ — der Vogel, würde man gewiß nicht darauf kommen, mit m r i g o — Wild überhaupt und besonders das Reh — zusammen zu stellen, wenn nicht die indische Wurzel auch die Jagd, überhaupt ein schnelles Fliehen und Verfolgen bedeutete. Topo und Tapo wird in den indischen Schriften so häufig für Buße gebraucht, daß man die ursprüngliche Bedeutung H i z e fast darüber vergißt, die dem römischen tepeo allein geblieben ist; obwohl auch die indische Wurzel sie noch beibehalten hat, selbst in den abgeleiteten Formen, wie tapoyittun — calefacere, das griechische θαλπειν. Auf diese Weise treten oft sehr ent-

fernte Bedeutungen und Worte zusammen, wenn man die Mittelglieder kennt, und die verwandten Sprachen in ihrer Verbindung betrachtet. So dürfte das persische بو — Wohlgeruch, Duft — zunächst wohl von Blumen, nach بوستان der Garten, zu urtheilen — von dem indischen पुष्पो — Blume, abzuleiten sein, womit noch verwandt das deutsche Busch. Vieler andern Beispiele nicht zu erwähnen, die manche Aufschlüsse geben und manche Bemerkung veranlassen würden, über die Art wie und die Gesetze nach welchen die Bedeutung der Worte sich zu verändern pflegt.



### D r i t t e s   K a p i t e l .

#### Von der grammatischen Structur.

Könnte man aber nicht vielleicht diesen ganzen Beweis umkehren und sagen: die Verwandtschaft ist auffallend genug und mag zum Theil gegründet sein; woraus folgt aber daß die indische unter den verwandten Sprachen grade die ältere und ihr gemeinschaftlicher Ursprung sei? Kann sie nicht eben so gut erst durch Mischung der andern entstanden sein, oder doch dadurch diese Aehnlichkeit erhalten haben?

Nicht zu erwähnen, daß vieles von dem schon angeführten und auch manche andre Wahrscheinlichkeit dagegen spricht, so werden wir jetzt auf etwas kommen, was die Sache völlig entscheidet und zur Gewißheit erhebt. Ueberhaupt dürfte die Hypothese, welche, was sich in Indien Griechisches findet, von den Seleuciden in Bac-

trien herleiten zu können meint, nicht viel glücklicher sein als die, welche die aegyptischen Pyramiden für natürliche Krystallisationen ausgehen wollte.

Jener entscheidende Punkt aber, der hier alles aufhellen wird, ist die innre Structur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat.

Wir sondern von den verwandten Sprachen zuerst die persische ab, deren Grammatik, welche von der arabischen durch den langen und alten Verkehr der beiden Völker sogar die persönlichen Suffixa angenommen hat, mit der indischen und den übrigen ungleich weniger übereinstimmt, als selbst jetzt noch die deutsche, der griechischen und römischen zu geschweigen. Stellt man aber alle Aehnlichkeiten zusammen, so sind sie allerdings von Gewicht.

Die Declination bietet am wenigsten dar, oder eigentlich nichts; man müßte denn den



Comparativ  $\text{تر}$ , wie im Griechischen und Indischen *tarō*, hieher rechnen; und das Diminutiv durch *h*, wie im Deutschen und Indischen, z. B. *Manovokoh*, Diminutiv von *manovoh* der Mann;  $\text{سخت}$ , das Töchterchen. Ungleich mehr die Conjugation; Kennzeichen der ersten Person ist *m*, was selbst im Lateinischen verloren ist, im Indischen und Griechischen vollständiger *mi* lautet; von dem *si* der zweiten Person im Indischen und Griechischen ist nur das *i* geblieben; Kennzeichen der dritten Person ist *t* oder *d*, im Pluralis *nd*, wie im Lateinischen und Deutschen; im Griechischen vollständiger *ti* und *nti* nach der ältern Form. Das persische Participium praesens und activum auf *ndeh* ist wie das deutsche in *nd*, alt *nde*; das Participium praeteritum und passivum in *deh* mit einem vorangehenden gedehnten Vokal, stimmt mit dem lateinischen in *tus*, *a*, *um* und mit der altdeutschen Form im Gothischen überein; dergleichen sich auch unter den indischen Verbalibus finden, wie *krithoh*.

Auch darf nicht übergangen werden, daß die Endungen **شمار**, **وار**, und **دار**, die an zusammengesetzten Adjectiven einen, der auf gewisse Weise handelt und etwas macht, oder gear- tet ist oder etwas besitzt, bezeichnen, den indischen **Āro** und **Āoro**, **oro** und **dhoro** entsprechen; desgleichen die Endung **مان** dem indischen Particip auf **mano**. Die verneinenden Partikeln **نه**, **ني** und **ما** sind die indischen **no**, **ni** und **ma**; die Partikel **بي**, die in privativer Bedeutung präfigirt wird, wie das indische **vi**; ferner **اندر** und **اندرون** innen, wie das indische **ontor** und **ontoron**, und das schon angeführte Pronomen **که**, indisch **Āh**.

Vorzüglich aber die Hülfsverba **است** — **ostī**, **بون** — gewesen, von **bhōvoti** — er ist, im Prakrit — **bhōdi**, im Praeterito des Sanskrit **obhūt**. **کردن** — thun, ma- chen — indisch **Āortun**, ist, eben wie dieses in den neu-indischen Mundarten, ein allgemeines Hülfsverbum im Persischen; an einige Biegun-

gen der indischen Wurzel *Eri*; wie *Eriyan*, *Eriyote* schließt sich noch das lateinische *creare* an.

Es wäre zu wünschen, daß jemand der mit allen Hülfsmitteln dazu versehen wäre, Untersuchungen darüber anstellte, wie die persische Grammatik ehemals beschaffen gewesen, ob sie sich vielleicht in einigen Stücken geändert hat, und einst der indischen und griechischen noch ähnlicher war, als sie es jetzt ist. Dieß würde mehr Aufschluß und Bestätigung geben, als eine noch so große Anzahl übereinstimmender Wurzeln. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß das Studium dieser schönen Sprache auch in Deutschland allgemeiner würde. Für Poesie dürfte außer der Griechischen nicht leicht eine belohnender gefunden werden \*). Die oft bemerkte Verwandt-

---

\*) Die Pariser Bibliothek ist nicht nur sehr reich an persischen Manuscripten, sondern besitzt auch an Herrn Chezy einen Gelehrten, der die vertrauteste Kenntniß der Sprache überhaupt mit einem besonders feinen und geübten Gefühl für die eigenthümlichen Schönheiten und Schwierigkeiten der persischen Dichtersprache verbindet.

schaft des Persischen mit dem Deutschen ist außerdem so groß, daß die Hoffnung wohl nicht übertrieben wäre, hier vielleicht manches zu finden, wodurch eins oder das andre in der ältesten germanischen Geschichte mehr erklärt würde. Wer das Persische zu seinem Hauptstudium erwählen will, sollte sich auch die slavischen Sprachen zu eigen zu machen suchen. Ihre Vergleichung, ihre Ähnlichkeit und Unähnlichkeit kann vielleicht über manches Licht geben, was die Alten aus früher Zeit von Kriegen der Perser und Scythen berichten, und was jetzt einzeln und unerklärt da steht.

In der deutschen Grammatik finden sich außer denen, die sie mit der persischen gemein hat, noch mehre andre Uebereinstimmungen mit der griechischen und indischen. Im Deutschen wie im Indischen durchgängig ist n Kennzeichen des Accusativs, s des Genitivs. Die Endsilbe tvon bildet im Indischen die Substantiva der Beschaffenheit, grade so wie das Deutsche thum gebraucht wird. Der Conjunktiv wird zum Theil durch eine Veränderung des Vokals bezeichnet, wie in allen Sprachen, die der alten

Grammatik folgen. Eben so übereinstimmend ist die Bildung des Imperfectum durch Veränderung des Vokals in einer Gattung der deutschen Zeitwörter. Wird in einer andern das Imperfectum durch ein eingefügtes t gebildet, so ist dieß freilich eine besondere Eigenthümlichkeit, eben so wie das h im römischen Imperfectum; das Princip aber ist immer noch dasselbe, daß nemlich die Nebenbestimmung der Bedeutung nach der Zeit und andern Verhältnissen nicht durch besondere Worte oder von außen angehängte Partikeln geschieht, sondern durch innre Modification der Wurzel.

Nehmen wir vollends die Grammatik der ältern Mundarten hinzu, des Gothischen und Angelsächsischen für den Deutschen, des Isländischen für den skandinavischen Zweig unsrer Sprache; so finden wir nicht nur ein Perfectum mit einem Augment, wie im Griechischen und Indischen, einen Dualis, genauere Geschlechts- und Verhältnißbestimmungen der Participien und der Declination, die jetzt verlohren, sondern auch viele andre Flexionen, die jetzt schon etwas abgestumpft und weniger kenntlich sind; die dritte

Person im Singularis und Pluralis der Zeitworte zum Beispiel, zeigen sich wieder vollständig und in vollkommener Uebereinstimmung. Es kann mit einem Worte bei der Betrachtung dieser alten Denkmale der germanischen Sprache nicht der mindeste Zweifel übrig bleiben, daß sie ehedem eine ganz ähnliche grammatische Structur hatte, wie das Griechische und Römische.

Noch jetzt sind sehr viele Spuren dieser ältern Sprachform im Deutschen, im eigentlichen Deutschen mehr, als im Englischen und in den skandinavischen Mundarten übrig; wenn aber im Ganzen hier das Princip der neuern Grammatik, die Conjugation vorzüglich durch Hülfswerba, die Declination durch Präpositionen zu bilden, herrschend ist, so darf uns dieß um so weniger irre machen, da auch die sämtlichen aus dem Lateinischen abstammenden romanischen Sprachen, wie nicht minder alle hindostanische Mundarten, wie sie jetzt noch gesprochen werden, die sich zum Sanskrit etwa eben so verhalten, wie jene zum Lateinischen, eine ähnliche Veränderung erlitten haben. Es bedarf auch keiner äußern Ursache, um diese überall gleichförmig sich zeigende Er-

scheinung zu erklären. Die kunstreiche Structur geht durch die Abschleifung des gemeinen Gebrauchs besonders in einer Zeit der Verwilderung gern verloren, entweder ganz allmählig, oder bisweilen auch mehr auf einmal; und jene Grammatik durch Hülfsverba und Präpositionen ist in der That die kürzeste und bequemste, gleichsam eine Abbreviatur zum leichten allgemeinen Gebrauch; ja man könnte es fast als eine allgemeine Regel aufstellen, daß eine Sprache um so leichter zu erlernen sei, je mehr ihre Structur sich schon vereinfacht und dieser Abbreviatur genähert hat.

Mit der griechischen und römischen Grammatik stimmt die indische so sehr überein, daß sie weder von der einen noch von der andern mehr verschieden ist, als diese beiden es unter sich sind. Das Wesentliche ist die Gleichheit des Principis, alle Verhältnisse und Nebenbestimmungen der Bedeutung nicht durch angehängte Partikeln oder Hülfsverba, sondern durch Flexion d. h. durch innre Modification der Wurzel zu erkennen zu geben. Doch erstreckt sich zur mehrern Bestätigung die Aehnlichkeit bis auf eine völlige Gleich-

heit mancher Biegungssylben oder Buchstaben. Das Futurum wird durch ein *s* gebildet wie im Griechischen; *ἔορῶμι* — ich thue, *ἔορίσσῃμι* — ich werde thun; das Imperfectum durch vorgesetzten kurzen Vokal und die Endung *ον*; *ἔορῶμι* — ich bin, *ἔορῶν* — ich war. Die auffallende Gleichheit der Geschlechtsbiegung der Adjectiven mit den römischen, des indischen Comparativs mit dem griechischen, und der Personalendungen des Zeitworts mit den griechischen ist schon angeführt worden, wie auch das Perfectum mit dem Augment. Dieses stimmt auch darin mit dem griechischen überein, daß es die erste Person nicht in *mi* oder *ον*, wie die andern Tempora, noch die dritte Person in *t* oder *ti*, sondern beide mit einem Vokal endet; *ἔορῶκα* — ich habe und er hat gethan, *ἔορῶν* — ich bin gewesen und er ist gewesen. Solche Uebereinstimmung bis in die feinsten Einzelheiten der Structur sind gewiß mehr als eine bloße Merkwürdigkeit für jeden, der über Sprache nachgedacht hat. Die Endung der dritten Person des Imperativs ist *οτῦ*, im Pluralis *οντῦ*; die Endung des ersten Par-



ticipis im männlichen Geschlechts o n. Doch es wäre überflüssig, alles anführen zu wollen, wo manches einzelne so auffallend übereinstimmend gefunden ward, daß es fast allein entscheiden könnte.

Der lateinische Infinitiv könnte mit seiner Endung in re eine große Abweichung scheinen; und allerdings ist dieß eine eigenthümliche Besonderheit des Römischen, wo es von den übrigen Sprachen gleicher Familie in der Bildung eines der wichtigsten Redetheile abgeht. Da indessen der indische Infinitiv auf tun eben so oft oder noch öfter in der Bedeutung dem römischen Supinum, das ihm auch in der Form gleicht, als dem eigentlichen Infinitiv entspricht, so zeigt sich auch hier noch das Band der Aehnlichkeit, und ein Punkt des Uebergangs.

In der Declination entspricht der fünfte Casus in at dem lateinischen Ablativ in ate, der siebte Casus des Pluralis in eshu, ishu u. s. w. dem griechischen εσσι und οισι — der vierte und fünfte Casus in bhyaḥ, was in der Construction oft bhyaḥ wird, mit vorhergehenden langem Vokal, dem lateinischen Dativ und

Ablativ in bus. Den indischen Dativ des Singularis in ayo könnte man mit dem alten römischen in ai vergleichen, die Endung des Dualis in au mit der griechischen in ω. Auch in manchen Eigenthümlichkeiten oder besondern Nebenbestimmungen der Grundregel stimmt die indische Declination mit den genannten Sprachen überein; Neutra z. B. lauten auch hier durchgängig im Accusativ wie im Nominativ; im Dualis haben mehre Casus, die in den andern Zahlen unterschieden werden, nur eine und dieselbe Biegung.

Was früher beiläufig von ähnlichen Uebereinstimmungen vorgekommen ist, wiederholen wir nicht, übergehen auch manches, was neben dem andern immer noch von Gewicht sein dürfte. Allerdings bleibt bei der großen Uebereinstimmung im Wesentlichen und Ganzen auch eine beträchtliche Verschiedenheit im Einzelnen und mehr Zufälligen zurück. Hauptsächlich besteht aber der Unterschied doch darin, daß die indische Grammatik in derselben Art, wie die griechische und römische, noch regelmäßiger, demselben Gesetz der Structur, wenn ich so sagen darf, noch treuer

und eben dadurch zugleich einfacher und kunstreicher ist als diese. Die griechische und römische Sprache declinirt, d. h. sie bestimmt die Verhältnisse des Substantivs nicht durch angehängte oder vorgesezte Partikeln, wie größtentheils in den neuern Sprachen geschieht. Doch ist auch ihre Declination nicht vollständig genug, um der Beihülfe der Präpositionen ganz entbehren zu können. Die indische Declination bedarf derselben niemals; für die Verschiedenheiten, welche durch die Präpositionen — cum, ex, in — bezeichnet werden, die den lateinischen Ablativ so oft erst näher bestimmen müssen, hat sie eigne Casus. Ob man sagen dürfe, daß die indische Sprache gar keine irregulären Zeitwörter habe, wage ich nicht zu behaupten; gewiß aber ist es, daß dieß in gar keinem Verhältnisse, weder der Zahl noch dem Grade nach, mit der Unregelmäßigkeit der griechischen und römischen Zeitwörter steht. Die Conjugation selbst ist regelmäßiger; der Imperativ hat noch eine erste Person und steht in der Reihe der übrigen vollständigen Arten; auch ist die zweite Person des Imperativs nie so abgekürzt und verstümmelt, wie es im Persischen im-

mer, in den andern verwandten Sprachen doch sehr häufig der Fall ist. Die Art aus einem einfachen Zeitwort ein frequentatives oder desideratives oder eines zu bilden, was bedeutet die Handlung verursachen und durch einen andern bewirken, ist durchaus gleichförmig und auf alle Wurzeln anwendbar. Die große Anzahl der aus dem Zeitwort sammt dem Infinitiv abgeleiteten Verbalia bilden ein noch vollständigeres Ganzes. Fast alle indischen Adjectiva sind Verbalia, regelmäßig aus einem Zeitwort abgeleitet, so wie fast alle Nomina propria bedeutende Epitheta; unter allen Sprachen läßt sich keine wohl so ganz aus sich selbst erklären als die indische.

Obwohl es zu viel gesagt sein würde, wenn man es auf alles ausdehnen wollte, daß sich das Griechische und Römische in Rücksicht der Grammatik zum Indischen wieder verhalte, wie die romanischen Sprachen zur lateinischen; so ist es doch unläugbar wahr, daß sie in einigen Punkten, durch die Beihülfe der Präpositionen und durch die schwankendere Unregelmäßigkeit, schon den Uebergang zu der modernen Gramma-

tik bilden, und daß die regelmäßige Einfachheit der indischen Sprache in der gleichen Structur ein untrüglisches Kennzeichen des höhern Alterthums ist. Wichtig ist auch folgender Unterschied. Im Griechischen kann man noch wenigstens einen Anschein von Möglichkeit finden, als wären die Biegungssylben aus in das Wort verschmolzenen Partikeln und Hülfsworten ursprünglich entstanden, obwohl man diese Hypothese nicht würde durchführen können, ohne fast alle jene etymologischen Künste und Gaukeleien zu Hülfe zu nehmen, denen man zuvörderst allen ohne Ausnahme den Abschied geben sollte, wenn man die Sprache und ihre Entstehung wissenschaftlich d. h. durchaus historisch betrachten will; und kaum möchte sich auch dann noch durchführen lassen. Beim Indischen aber verschwindet vollends der letzte Schein einer solchen Möglichkeit, und man muß zugeben, daß die Structur der Sprache durchaus organisch gebildet, durch Flexionen oder innre Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellauts in allen seinen Bedeutungen ramificirt, nicht bloß mechanisch durch angehängte Worte und Parti-

keln zusammengesetzt sei, wo denn die Wurzel selbst eigentlich unverändert und unfruchtbar bleibt. Daß eine so kunstreiche Grammatik dennoch sehr einfach seyn könne, zeigt das Beispiel der indischen selbst am besten. Es wird auch nichts dazu vorausgesetzt als etwas, was man doch wohl annehmen muß, um den Ursprung der Sprache auf eine deutliche und verständliche Art zu erklären; ein sehr feines Gefühl nemlich für den unterscheidend eigenthümlichen Ausdruck, für die ursprüngliche Naturbedeutung, wenn ich so sagen darf, der Buchstaben, der Wurzellaute und Sylben; ein Gefühl, das wir uns jetzt, da das Gepräge der Worte durch langen Gebrauch verwischt, das Ohr durch die verworrene Menge allartiger Eindrücke abgestumpft worden ist, kaum mehr in seiner ganzen Regsamkeit und Lebendigkeit vorstellen können, was aber doch wohl vorhanden gewesen seyn muß, weil ohne dasselbe keine Sprache, wenigstens keine solche, hätte entstehen können.

Dieses feine Gefühl mußte dann mit der Sprache selbst zugleich auch Schrift hervorbringen; keine hieroglyphische nach äussern Natur-

gegenständen mahlende oder bilbernde, sondern eine solche, welche den innern Charakter der Buchstaben, wie er so deutlich gefühlt ward, nun auch in sichtlichen Umriffen hinstellte und bezeichnete.



---

### Viertes Kapitel.

Von zwei Hauptgattungen der Sprachen nach ihrem innern Bau.

Das eigentliche Wesen dieses in dem Indischen und allem, was aus ihm abgeleitet ist, herrschenden Sprachprincips wird durch den Gegensatz am besten deutlich gemacht werden können. Denn nicht alle Sprachen folgen dieser Grammatik, deren kunstreiche Einfachheit wir am Indischen und Griechischen bewundern, und auf deren Charakter wir im vorigen Kapitel aufmerksam zu machen suchten. In vielen andern und zwar in den meisten Sprachen finden wir die Merkmale und Gesetze einer ganz von jener verschiedenen, ja ihr durchaus entgegengesetzten Grammatik.



Entweder werden die Nebenbestimmungen der Bedeutung durch innre Veränderung des Wurzellauts angezeigt, durch Flexion; oder aber jedesmal durch ein eignes hinzugefügtes Wort, was schon an und für sich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andre Verhältnißbegriffe der Art bedeutet; und diese beiden einfachsten Fälle bezeichnen auch die beiden Hauptgattungen aller Sprache. Alle übrigen Fälle sind bei näherer Ansicht nur Modifikationen und Nebenarten jener beiden Gattungen; daher dieser Gegensatz auch das ganze in Rücksicht auf die Mannichfaltigkeit der Wurzeln uuermeßliche und unbestimmbare Gebiet der Sprache umfaßt und völlig erschöpft.

Ein merkwürdiges Beispiel einer Sprache ganz ohne Flexion, wo alles, was jene Sprachen durch diese andeuten, durch eigne schon für sich bedeutende Wörter verrichtet wird, bietet das Chinesische dar; eine Sprache, die mit ihrer sonderbaren Einsylbigkeit, wegen dieser Consequenz oder vielmehr vollkommenen Einfachheit der Structur, für das Verständniß der ganzen Sprachwelt sehr lehrreich ist. In gleicher Rück-

sicht könnte auch noch die malayische Grammatik angeführt werden. Wichtig für die Charakteristik dieser ganzen Gattung sind die eben so schweren als sonderbaren amerikanischen Sprachen. \*) Denn trotz der zahllosen Mannichfaltigkeit und gänzlichen Verschiedenheit derselben in Rücksicht der Wurzeln, wo oft bei mehreren kleinen Völkerschaften, die dicht neben einander wohnen, nicht ein Laut von Aehnlichkeit sich zeigt, folgen sie doch alle, so weit sie bis jetzt bekannt sind, einem und demselben Gesetz des Sprachbaues; alle Bezeichnung der Verhältnisse geschieht durch Worte und Partikeln, die hier zwar schon mit dem Wurzelwort selbst zusammenwachsen, aber doch auch durchgängig noch für sich und einzeln dieselbe Bedeutung haben,

---

\*) Dem berühmten Herrn Alexander von Humboldt, verdanke ich die Mittheilung mehrerer amerikanischer Wörterbücher und Sprachlehren, woraus die obigen und nachfolgenden Bemerkungen geschöpft sind. Außer zwei ziemlich ausführlichen Wörterbüchern und Sprachlehren der mexikanischen und der in Peru und im Reich Quito herrschenden Quichuasprache, wurden mir noch kürzere Handbücher über die Othomi, Cora, Huasteca, Moca, Mixteca und Tonacasprache mitgetheilt.

welche sie dem Wurzelwort, an das sie angefügt werden, verleihen. Es bilden die amerikanischen Sprachen ihre Grammatik durch Affixa und sind wie alle Sprachen dieser Gattung sehr reich an Pronominalbeziehungen durch Suffixa und an den daher entstehenden relativen Zeitwörtern und Conjugationen, deren auch das Baskische\*) nicht weniger als ein und zwanzig durch vorn oder hinten an das Hilfsverbum angefügte Pronomina zählt. Ob nun in einer Sprache dieser Art die Partikeln durchgängig dem Wurzelwort hinten angehängt werden, wie im Baskischen und in der Declination der amerikanischen Sprachen, oder vorn angefügt werden, wie im Koptischen, ob bald das eine bald das andre Statt findet, wie in der Conjugation der peruanischen, mexikanischen und andrer amerikanischen Sprachen, oder ob die Partikeln gar dem Worte selbst eingeflochten werden, wovon man besonders in einigen amerikanischen Sprachen sehr

---

\*) Nach Barramendi. Von dem ältern Herrn von Humboldt ist vielleicht bald eine reichhaltigere und besonders eine genauer bestimmte und deutlichere Darstellung dieser merkwürdigen Sprache zu erwarten.

merkwürdige Beispiele findet, ist im Grunde für die Hauptsache einerlei; genug es ist eine Grammatik durch Anfügung von aussen, nicht durch Flexion.

Zwar kann ein Schein von Flexion entstehen, wenn die angefügten Partikeln endlich bis zum Unkenntlichen mit dem Hauptwort zusammenschmelzen; wo aber in einer Sprache, wie in der arabischen und in allen, die ihr verwandt sind, die ersten und wesentlichsten Verhältnisse, wie die der Person an Zeitwörtern, durch Anfügung von für sich schon einzeln bedeutenden Partikeln bezeichnet werden, und der Hang zu dergleichen Suffixis sich tief in der Sprache gegründet zeigt, da kann man sicher annehmen, daß das gleiche auch in andern Stellen Statt gefunden habe, wo sich jetzt die Anfügung der fremdartigen Partikel nicht mehr so deutlich unterscheiden läßt; kann wenigstens sicher annehmen, daß die Sprache im Ganzen zu dieser Hauptgattung gehöre, wenn sie gleich im Einzelnen durch Mischung oder kunstreiche Ausbildung zum Theil schon einen andern und höhern Charakter angenommen hätte.

Der Stufengang der Sprachen; welche dieser Grammatik folgen, wäre also dieser. Im Chinesischen sind die Partikeln, welche die Nebenbestimmung der Bedeutung bezeichnen, für sich bestehende von der Wurzel ganz unabhängige einsylbige Worte. Die Sprache dieser sonst so verfeinerten Nation stünde also grade auf der untersten Stufe; vielleicht, weil eben durch das so äusserst künstliche Schriftsystem die Kindheit derselben zu frühe fixirt worden. In der baskischen und koptischen, so wie in den amerikanischen Sprachen wird die Grammatik ganz und gar durch Suffixa und Präfixa gebildet, die fast überall noch leicht zu unterscheiden sind und zum Theil auch noch für sich eine Bedeutung haben; doch fangen die angefügten Partikeln schon an, mit dem Worte selbst zu verschmelzen und zu coalesciren. Noch mehr ist dieß der Fall im Arabischen und allen verwandten Mundarten, die zwar dem grössern Theile ihrer Grammatik nach unläugbar zu dieser Gattung gehören, während doch manches andre nicht mit Sicherheit darauf zurückgeführt werden kann, hie und da sich sogar schon eine einzelne Uebereinstim-

mung mit der Grammatik durch Flexion zeigt. Im Celtischen endlich werden noch einzelne Spuren der Grammatik durch Suffixa gefunden; während im grössern Theile die neuere Weise, durch Hülfswerba zu conjugiren, durch Präpositionen zu decliniren, die herrschende ist.

Die grosse Menge der amerikanischen Sprachen, worüber, so wie über die gänzliche Verschiedenheit derselben in Brasilien und Paraguay nicht minder als in Alt- und Neu-Mexiko und selbst im Norden, geklagt wird, dürfen wir gewiß nicht als zufällig ansehen. Die Erscheinung ist zu gleichförmig, und die ähnliche Structur deutet auf ein gleiches Princip der Entstehung bei noch so grosser Verschiedenheit. Wir werden auch den Grund jener Sonderbarkeit dieser Sprachen leicht in ihrer Grammatik finden. In der indischen oder griechischen Sprache ist jede Wurzel wahrhaft das, was der Name sagt, und wie ein lebendiger Keim; denn weil die Verhältnißbegriffe durch innre Veränderung bezeichnet werden, so ist der Entfaltung freier Spielraum gegeben, die Fülle der Entwicklung kann ins Unbestimmbare sich ausbreiten, und ist oft-

maß in der That bewunderungswürdig reich. Alles aber, was auf diese Weise aus der einfachen Wurzel hervorgeht, behält noch das Gepräge seiner Verwandtschaft, hängt zusammen und so trägt und erhält sich gegenseitig. Daher der Reichthum einesstheils und dann die Bestandheit und Dauerhaftigkeit dieser Sprachen, von denen man wohl sagen kann, daß sie organisch entstanden sein, und ein organisches Gewebe bilden; so daß man nach Jahrtausenden in Sprachen, die durch weite Länder getrennt sind, oft noch mit leichter Mühe den Faden wahrnimmt, der sich durch den weitentfalteten Reichthum eines ganzen Wortgeschlechtes hinzieht, und uns bis zum einfachen Ursprunge der ersten Wurzel zurückführt. In Sprachen hingegen, die statt der Flexion nur Affixa haben, sind die Wurzeln nicht eigentlich das; kein fruchtbarer Same, sondern nur wie ein Haufen Atome, die jeder Wind des Zufalls leicht aus einander treiben oder zusammensühren kann; der Zusammenhang eigentlich kein anderer, als ein bloß mechanischer durch äussere Anfügung. Es fehlt diesen Sprachen im ersten Ursprunge an einem

Keim lebendiger Entfaltung; die Ableitung bleibt immer dürftig, und wird nachher die Künstlichkeit durch immer mehr angehäufte Affixa auch noch so sehr gesteigert, so wird dadurch eher die Schwierigkeit vermehrt, als wahre einfache Schönheit und Leichtigkeit gewonnen werden. Der scheinbare Reichthum ist im Grunde Armuth, und es sind diese Sprachen, sie mögen roh oder gebildet seyn, immer schwer, leicht verworren und oft noch besonders ausgezeichnet durch einen eigensinnig willkürlichen, subjektiv sonderbaren und mangelhaften Charakter.

Die Betrachtung der amerikanischen Sprachen kann übrigens von großem Nutzen seyn, um diejenigen, welche immer noch hoffen, alle Sprachen, auch der Materie und den Wurzeln nach, auf einen gemeinschaftlichen Stamm zurückführen zu können, zu überführen, wie ganz unmöglich dieses sei. Wir müssen uns damit begnügen, daß jene Sprachen, in denen Flexion herrscht, auch den Wurzeln nach in eine gemeinschaftliche Quelle zusammengehen; die unbestimmbare Mannichfaltigkeit der andern Sprachen läßt sich nicht auf Einheit zurückführen



welches zu bestätigen, ausser der unzähligen Menge amerikanischer Sprachen, auch Asien und Europa Beispiele genug anführen kann. In dem wenig bevölkerten Nordasien finden wir vier ganz verschiedene Sprachfamilien, des tatarischen, finnischen, mögolischen und tungusischen oder Mantchou-Stammes; und noch manche weniger ausgebreitete Mundart bleibt ausserdem übrig, welcher die Bearbeiter jenes Theils der Sprachkunde noch nicht einmal eine ganz schickliche Stelle in jener Eintheilung zu bestimmen wissen. Dazu kommt nun noch die tangutische oder thibetanische, die cingalesische, die japanische Sprache, und was nach Abzug der indischen und arabischen Einmischung im Malayischen, Eigenthümliches und Unbekanntes in den Mundarten der Inseln zwischen Indien und Amerika übrig bleibt, und wiederum noch auf zwei grundverschiedne Sprachfamilien der Malayen und der negerartigen Papuas zurückgeführt wird. Auf der östlichen Halbinsel Indiens zählt Syms sechs verschiedene Sprachen, wovon mehre selbst in den Zahlworten, diesem so wichtigen Grundbestandtheile, ganz verschieden sind; die Burma-

sprache, die wieder in vier Mundarten zerfällt, wovon die hauptsächlichste die von Ava ist, schließt sich durch ihre Einsylbigkeit an das Chinesische an; verwandt mit dieser ist die Sprache Koloun zwischen Bengalen, Arakan und Burma, so wie einige Dialekte in Pegu; die Pegu-Sprache selbst ist aber nach Symes noch ganz verschieden, so wie die im Lande Mecklen, südlich von Usam, und die Sprache in Siam, von der die der südlichen Eingalesen abgeleitet seyn soll. Es bleibt also, ungeachtet einiger Verwandtschaft, immer eine für eine solche Völkerzahl sehr große Verschiedenheit übrig. Wenn man nun erst das Koptische, Bakische, den nicht lateinischen Theil des Wallachischen und Arnautischen und so manche andre merkwürdige Sprachreste im westlichen Mittelasien, am Kaukasus und in Europa, die ganz einzeln stehen, hinzunehmen wollte, so wird wohl jeder den Gedanken aufgeben müssen, alle diese Sprachen auf eine gemeinschaftliche Ursprache zurückführen zu wollen. Abermahls also ein großer Hauptunterschied der beiden Sprachgattungen. Der Sprachen durch Affira giebt es sehr viele unter sich ganz verschiedene;

die Sprachen durch Flexion zeigen um so mehr innere Verwandtschaft und gegenseitigen Zusammenhang auch in den Wurzeln, je höher man in der Geschichte ihrer Bildung hinauf steigt.

Man würde mich indessen ganz mißverstehen, wenn man glaubte, ich wolle die eine Hauptgattung der Sprache ausschliessend erheben, die andre unbedingt herabsetzen. Die Welt der Sprache ist zu umfassend reich und groß und bei höherer Ausbildung zu verwickelt, als daß sich die Sache so einfach durch einen schneidenden Richterspruch ausmachen liesse. Wer wird die hohe Kunst, die Würde und erhabne Kraft der arabischen und hebräischen Sprache läugnen können? Sie stehen wohl unstreitig auf dem höchsten Gipfel der Bildung und Vollkommenheit in ihrer Gattung, der sie übrigens nicht so ausschliessend angehören, daß sie sich nicht in einigen Stücken der andern etwas nähern sollten. Daß aber diese Kunst ihnen später, ja zum Theil gewaltsam, auf den alten rohen Stamm angebildet sein möge, haben die vertrautesten Kenner dieser Sprachen oft geäußert. Daß die Sprachen, wo die Flexion in der Struca-

tur herrscht, im Allgemeinen den Vorzug haben, wird man nach reifer Untersuchung wohl zugeben; wie sehr aber auch die schönste Sprache entarten könne, das erfahren wir an unsrer eignen von Natur gewiß edlern Sprache in verwahrlosten Mundarten oder bei schlechten Schriftstellern zur Genüge, ohne daß wir uns auf ähnliche Beispiele bei Griechen und Römern zu beziehen brauchten.

Der Gang der bloß grammatischen Kunst und Ausbildung ist in den beiden Hauptgattungen grade umgekehrt. Die Sprache durch Affixa ist im Anfang ganz kunstlos, wird aber immer künstlicher, je mehr die Affixa mit dem Hauptwort zusammenschmelzen; in den Sprachen durch Flexion hingegen geht die Schönheit und Kunst der Structur, durch den Hang sich zu erleichtern, allmählig mehr und mehr verloren, wie wir es sehen, wenn wir manche deutsche, romanische und jetzige indische Mundarten mit der ältern Form, aus der sie abstammen, vergleichen.

Daß die amerikanischen Sprachen im Ganzen auf einer niedern Stufe stehen, wird man nicht läugnen. Dahin gehört der auffallende

Mangel mancher wesentlichen Buchstaben, wie des *b, d, f, g, r, s, i, v* als Consonanten, im Mexikanischen; des *b, d, e, f, k* und *x*, in der Quichuasprache, wo auch das *o* fast gar nicht vorkommt; des *f, i, k, l, r, s*, in der Othomi; des *d, f, g, i, l, s*, in der Cora; des *b, d, f, r*, in der Totonaca; des *b, p, f, r*, in der Mixteca; des *f, r, s, k*, in der Huastecasprache. Zwar kann bei einigen dieser Buchstaben der weiche Consonant durch den harten ersetzt werden; oder es schien den spanischen Bezeichnern einiges Mangel, was es doch an sich nicht ist. Was soll man aber sagen, wo so wesentliche und unersehbliche Consonanten fehlen, wie *r, l, s*, oder die ganze Familie *b, p, f*? — Ferner die eigensinnige Vorliebe für gewisse zusammengesetzte Laute, wie *tl* im Mexikanischen. Die außerordentliche Schwierigkeit, die aus den vielen über einander gehäuften Affixis bei der großen Menge von Partikeln entsteht, besonders an Zeitwörtern, um die verschiedenen Personalbeziehungen, oder den bloßen Anfang, Wunsch oder die dauernde Gewohnheit, Verrichtung durch einen andern, Gegenseitigkeit oder häufige Wieder-

hohlung der Handlung zu bezeichnen, dürfte es eher bestätigen als widerlegen; wie manche Sonderbarkeit der Grammatik, die mehren in den Wurzeln ganz verschiedenen amerikanischen Sprachen gemein ist. So giebt es in sehr vielen kein Genus, keinen Casus und Pluralis, auch keinen Infinitiv, dessen Stelle im Mexikanischen und Peruanischen das Futurum mit dem Zeitwort ich will vertritt, oder das Zeitwort esse fehlt, oder das Adjectiv ist wie in der Quichuasprache mit dem Genitiv des Substantivs eins, so daß Kunap, von Kuna der Mensch, zugleich des Menschen und Menschlich bedeutet.

Aber manche dieser Sprachen sind demungeachtet gewiß nicht nur sehr kraft- und ausdrucksvoll, sondern auch verhältnißmäßig gebildet und kunstreich. Dieß mag besonders mit der Quichua oder peruanischen Sprache der Fall sein. Vielleicht wurden die Yucas eben durch ihre Vorzüglichkeit und schon größere Allgemeinheit bewogen, sie mit Gewalt zur ganz allgemeinen zu machen, wie sie es nach der alten Ueberlieferung gethan haben sollen. Im peruanischen Wörterbuche habe ich auch, wie wohl sparsam, doch einige indische

Wurzeln gefunden; wie *veypul*, groß, indisch *vipulo*; *Acini*, lachen, indisch *hosono* u. s. w.; am merkwürdigsten ist *Inti*, die Sonne, indisch *Indro*. Ist die Sage gegründet, daß die *Incas* ihre eigne ihnen allein bekannte und erlaubte, jetzt völlig untergegangne Sprache hatten, so haben sich jene Wurzeln vielleicht aus dieser in die gemeine Sprache verlohren; da es ohnehin aus den chinesischen Geschichtsbüchern, die de Guignes uns bekannt gemacht hat, klar erhellt, daß die Stifter des peruanischen Reichs und der peruanischen Bildung ostwärts von China oder den indischen Inseln hergekommen seien.



## Fünftes Kapitel.

### Vom Ursprunge der Sprachen.

Es würden die Hypothesen über den Ursprung der Sprache entweder ganz weggefallen sein, oder doch eine ganz andre Gestalt gewonnen haben, wenn man sie, statt sich willkühlicher Dichtung zu überlassen, auf historische Forschung gegründet hätte. Besonders aber ist es eine ganz willkürliche und irrige Voraussetzung, daß Sprache und Geistesentwicklung überall auf gleiche Weise angefangen habe. Die Mannichfaltigkeit ist im Gegentheile auch in dieser Rücksicht so groß, daß man unter der Menge leicht irgend eine Sprache als bestätigendes Beispiel fast für jede bis jetzt erfundene Hypothese über den Ursprung der Sprachen wird auffinden können.

Man gehe zum Beispiel das Wörterbuch der Mantchousprache durch, und man wird erstau-



nen über die ganz unverhältnißmäßige Menge von Klangnachahmenden und onomatopoëtischen Worten, da wirklich ein großer Theil der gesammten Sprache aus solchen besteht. In der That, wäre dieß eine der wichtigsten Hauptsprachen, wären noch viele andre Sprachen eben so beschaffen, so würde man der Meinung, welche alle Sprache aus diesem Princip entstehen läßt, den Vorzug geben müssen. Aus diesem Beispiel kann man aber auch sehen, welche Gestalt eine Sprache etwa hat und haben muß, die größtentheils auf diesem Wege entstanden sein mag, und wird den Gedanken aufgeben, Sprachen, die ein ganz andres Ansehen haben, auf eben die Art erklären zu wollen. Man betrachte die ganze Familie jener Sprachen, mit denen wir es hier zunächst zu thun haben. Im Deutschen ist die Anzahl der Klangnachahmenden onomatopoëtischen Worte zwar unbedeutend im Vergleich mit dem zuvor angeführten Beispiel, aber doch noch sehr beträchtlich, vielleicht nicht viel minder als im Persischen, welches man aus der Einmischung tatarischer, slavischer und anderer nordischen Sprachen erklären mag; im Griechischen und noch

mehr im Römischen werden ihrer intmer weniger, und im Indischen verschwinden sie so durchaus, daß selbst die Möglichkeit einer solchen Entstehungsart des Ganzen wegfällt.

Wie sind denn aber jene verwandten Sprachen durch Flexion, wie ist das Indische, oder falls auch dieses zwar die ältere aber doch auch nur eine abgeleitete Form ist, wie ist diejenige Sprache entstanden, welche wo nicht für alle andre, doch für diese Familie die Ursprache und der gemeinschaftliche Quell war? — Einiges wenigstens läßt sich auf diese wichtige Frage mit Gewißheit antworten; sie ist nicht aus einem bloß physischen Geschrei und allerlei schallnachahmenden oder mit dem Schall spielenden Sprachversuchen entstanden, wo dann allmählig etwas Vernunft und Vernunftform angebildet worden wäre. Vielmehr ist diese Sprache selbst ein Beweis mehr, wenn es dessen noch bei so vielen andern bedarf, daß der Zustand des Menschen nicht überall mit thierischer Dumpfheit angefangen, woran sich denn nach langem und mühevollen Streben endlich hie und da ein wenig Vernunft angesetzt habe; zeigt vielmehr, daß

wenn gleich nicht überall, doch wenigstens grade da, wohin uns diese Forschung zurückführt, gleich von Anfang die klarste und innigste Besonnenheit statt gefunden; denn das Werk und Erzeugniß einer solchen ist diese Sprache, die selbst in ihren ersten und einfachsten Bestandtheilen die höchsten Begriffe der reinen Gedankenwelt, gleichsam den ganzen Grundriß des Bewußtseins nicht bildlich, sondern in unmittelbarer Klarheit ausdrückt.

Wie nun der Mensch in seinem Ursprung zu dieser bewunderungswürdigen Gabe lichter Besonnenheit gelangt sei, und wenn dieß nicht allmählig, sondern mit einemale geschah, ob es allein aus dem, was wir jetzt seine natürlichen Vermögen nennen, erklärt werden könne, darüber wird das folgende Buch wenigstens zum weitern Nachdenken Veranlassung geben, wenn es die Denkart, welche wir, so weit historische Forschung reicht, als die älteste finden, darlegt, um zu erwägen, ob sich etwa unzweideutige Spuren des noch Aeltern und Ersten darin zeigen möchten. Für die Sprache aber ist durchaus überflüssig, sie anders als ganz natürlich erklären zu wollen;

wenigstens liegt in ihr selbst gar kein Grund zur Voraussetzung einer fremden Beihülfe. Nicht gegen den natürlichen Ursprung der Sprachen streiten wir, sondern nur gegen die ursprüngliche Gleichheit derselben', da man behauptet, sie seien anfangs alle gleich wild und roh gewesen; eine Behauptung, die durch so viele der angeführten Thatsachen hinreichend widerlegt wird.

Wie der Mensch also zu jener Besonnenheit kam, das ist eine andre Frage; mit derselben aber, mit dem tiefem Gefühl und der Geistesklarheit, die wir darunter verstehen, ist auch die Sprache gegeben; und zwar eine so schöne, kunstreiche Sprache als die, von der hier die Rede ist. Mit dem hellen Blick für die natürliche Bedeutung der Dinge, mit dem feinen Gefühl für den ursprünglichen Ausdruck aller Laute, welche der Mensch vermöge der Sprachwerkzeuge hervorbringen kann, war ja auch der feine bildende Sinn gegeben, der Buchstaben trennte und einte, die bedeutenden Sylben, den eigentlich geheimnißvollen und wunderbaren Theil der Sprache, erfand und auffand, bestimmte und biegender veränderte, zu einem lebendigen Gewebe, das nun

durch innre Kraft weiter fortwuchs und sich bildete. Und so entstand dieses schöne, einer unendlichen Entwicklung fähige, kunstvolle und doch einfache Gebilde, die Sprache; die Wurzeln und die Structur oder Grammatik, alles beides zugleich und vereint, denn beides ging ja aus einem und demselben tiefem Gefühle und hellem Sinne hervor. Ja auch die älteste Schrift war zugleich mit entstanden, die noch nicht sinnbildete, wie es später beim Unterricht wilder Völker geschah, sondern aus Zeichen bestand, die dem Wesen der einfachen Sprachbestandtheile nach, dem Gefühl der damaligen Menschen wirklich entsprachen.

In welchem Zustande die andern Sprachen, welche die Spuren eines dürftigeren und roheren Ursprungs an sich tragen, sich befinden möchten, wenn sie der hülfreichen Einmischung jener schon ursprünglich schönen Sprache entbehrt hätten, dieß zu untersuchen, würde uns hier zu weit führen. Genug, daß auch die Sprache wohl durchaus verschieden ausfallen, und eine ganz andre Gestalt annehmen mußte, je nachdem der Mensch im Lichte der Besonnenheit ein-

fach aber seelig wandelte, und in der Fülle des klaren Gefühls und der unmittelbaren Anschauung der künstlicheren Ausbildung seiner Kräfte noch leicht entbehrt, oder aber mit einem Zustande begann, der wirklich an thierische Dumpfheit grenzte. Mehre der andern Sprachen scheinen in der That nicht als ein organisches Kunstgebilde bedeutender Sylben und fruchtbarer Keime, sondern ihrem größern Theile nach wirklich aus mancherlei Schallnachahmungen und Schallspielen, dem bloßen Geschrei des Gefühls, und endlich den endeiktischen Ausrufungen oder Interjectionen der Hinweisung und Verdeutlichung entstanden zu sein, wo durch Uebung immer mehr conventionelles Einverständniß und willkürliche Bestimmung hinzukam.

Daß die indische Sprache älter sei als die griechische und römische, geschweige denn die deutsche und persische, scheint aus allem angeführten wohl mit Gewißheit hervor zu gehen. In welchem Verhältniß, als die älteste der abgeleiteten, sie aber eigentlich zu der gemeinschaftlichen Ursprache stehe; darüber wird sich vielleicht dann etwas näheres bestimmen lassen, wenn wir die

Veda's in echter Gestalt sammt den alten Wörterbüchern darüber vor uns haben, welche die beträchtliche Verschiedenheit der Sprache in den Veda's selbst vom Sanskrit schon in frühen Zeiten nothwendig machte. Die Sage vom Rame, der als Eroberer über wilde Stämme im Süden dargestellt wird, könnte auf die Vermuthung führen, daß die indische Sprache auch schon in der frühesten Zeit beträchtliche fremdartige Einmischung von einverleibten Völkerschaften erlitten habe. Der eigentliche Sitz indischer Bildung und Sage ist in dem nördlichen Theile des Landes; auf Ceylan finden wir noch jetzt den fremden Stamm der Cingalesen, der ehemals vielleicht sich weiter erstrecken konnte. Doch spricht die regelmäßig einfache Structur und Gleichförmigkeit der indischen Sprache dafür, daß die Einmischung wohl nicht so verschiedenartig und gewaltsam sein konnte, als die, welche alle übrigen Sprachen der gleichen Gattung erfahren haben.

So wie die Sitten und die Verfassung der Indier überhaupt weniger oder doch viel langsamer verändert worden als die anderer Völker, so ist dasselbe von ihrer Sprache schon

historisch wahrscheinlich, die allzu innig mit der indischen Denkart und Verfassung verwebt ist, als daß willkürliche Neuerung oder eine bedeutende Umwälzung durch Vernachlässigung so leicht als bei andern Völkern statt finden konnte. Noch mehr wird dieß bestätigt, wenn man den Bau dieser Sprache selbst betrachtet. Es ist wahr, beinah die ganze indische Sprache ist eine philosophische oder vielmehr religiöse Terminologie; und vielleicht ist keine Sprache, selbst die griechische nicht ausgenommen, so philosophisch klar und scharf bestimmt als die indische; aber freilich ist es kein veränderliches Combinationspiel willkürlicher Abstractionen, sondern ein bleibendes System, wo die einmal geheiligten tiefbedeutenden Ausdrücke und Worte sich gegenseitig erhellen, bestimmen und tragen. Und diese hohe Geistigkeit ist zugleich sehr einfach, nicht durch Bilder den zuvor bloß sinnlichen Ausdrücken erst mitgetheilt, sondern in der ersten und eigentlichen Bedeutung selbst der einfachen Grundbestandtheile schon ursprünglich gegründet. Von manchem der Art, was zwar ganz klar ist, aber doch keinen andern Sinn zuläßt als einen



ganz methaphysischen, läßt sich das hohe Alter sogar historisch aus dem Gebrauch der Terminologie, oder etymologisch aus den zusammengesetzten Worten nachweisen. Es ist eben auch eine von den ungegründeten Voraussetzungen, daß in der ältesten Epoche jeder Sprache Kühne Bildlichkeit und die Fantasie allein herrsche; bei vielen Sprachen ist es wirklich so, aber nicht bei allen, besonders nicht bei der indischen, die sich zunächst und ursprünglich wohl mehr durch philosophischen Tiefsinn und ruhige Klarheit auszeichnet, als durch poetische Begeisterung und Bilderfülle, so sehr sie auch der ersten fähig, und obwohl die letzte in den schmuckreichen Gedichten des Kalidas sogar herrschend ist.

Aber diese Poesie gehört einer ganz späten Epoche der indischen Bildung an; je höher wir bei dem bis jetzt bekannten in das Alterthum hinaufgehen, je schlichter und prosaischer finden wir die Sprache, aber freilich nicht trocken und leblos abstract, sondern durchaus sinnvoll bedeutend und schön durch die einfache Klarheit. So ist sie in Monu's metrisch abgefaßtem Gesetzbuch, wo die größere Alterthümlichkeit und Verschie-

denheit von den Puranas schon sehr merklich ist, wenn gleich wohl nicht ganz so stark, als man sie sich nach dem Vergleich des William Jones von dem Verhältniß der Sprache in den Fragmenten der zwölf Tafel-Gesetze zu dem Styl des Cicero denken möchte. Bei der wahrscheinlich geringen und langsamen Veränderlichkeit der indischen Sprache immer genug, um einen Zwischenraum von mehreren Jahrhunderten nothwendig annehmen zu müssen.



## Sechstes Kapitel.

Von der Verschiedenheit der verwandten und von einigen merkwürdigen Mittelsprachen.

Es führt uns diese Betrachtung über die Einmischung und Veränderung, welche auch die indische, ungleich mehr noch aber die aus ihr abgeleiteten Sprachen erlitten haben, auf die Frage zurück, welche sich sogleich dem Geiste aufdringen muß, sobald man eingesehen hat, daß die Verwandtschaft dieser Sprachen zu groß sei, um für zufällig gehalten werden zu können, und einen gemeinschaftlichen Ursprung beweise. Woher, wird man fragen, kömmt denn die große Verschiedenheit dieser Sprachen, wenn sie ursprünglich eins waren? Allerdings darf man diese Verschiedenheit nicht nach dem ersten äussern Eindruck beurtheilen, sondern nach derjenigen Uehti-

lichkeit, die sich darbietet, wenn man den Blick, durch die äußere Hülle hindurch dringend, nur auf das Innre und Wesentliche richtet. Wie groß ist nicht die Verschiedenheit des Griechischen und Römischen für denjenigen, der nur mit einer der beiden Sprachen vertraut, die andre zum erstenmale kennen lernt? Er glaubt, in eine neue Welt zu treten. Derjenige aber, der nach langem Umgange mit beiden, in das Innre eingeht, und die Sprachen in der Geschichte ihrer Entstehung und in den einfachsten Bestandtheilen ergreift, so weit Thatsachen und darauf gegründete Forschung reichen mögen; urtheilt ganz anders und viel richtiger über die große Uebereinstimmung der beiden Formen, die dann fast nur als sehr entfernte Mundarten, nicht mehr als verschiedene Sprachen, erscheinen.

Wenn aber auch die Verwandtschaft nach diesem Maasstabe beurtheilt wird, so dürfte doch eine größere Verschiedenheit unter den Sprachen dieses Stamms übrig bleiben, als sich bloß aus der verschiedenen Lage und der verschiedenen Richtung der Geistesentwicklung während eines sehr langen Zeitraums erklären läßt. Es muß noch

etwas andres hinzugenommen werden, was diese Verschiedenheit völlig erklärt; etwas, das sich theils grammatisch genau nachweisen läßt, theils aber durch historische Begebenheiten erklärt und wahrscheinlich gemacht wird.

Es haben alle diese abgeleiteten Sprachen, so wie die Völker selbst, eine mannichfache und zwar zum Theil ganz verschiedene Einmischung des Fremdartigen erfahren. Dieß hat sie nothwendig unter sich noch mehr entfremden müssen. Ich rede nicht bloß von solchen Einmischungen, wie die des Arabischen in der persischen, des Französischen in der englischen Sprache, wo die eingedrungenen Worte, weil sie nicht ganz in die grammatische Form der andern Sprache verschmelzen, sondern zum Theil ihre eigne behalten, sich dadurch gleich als Fremdlinge verrathen; Beispiele übrigens, welche einen sprechenden Beweis liefern, welche hartnäckige Beständigkeit jede ursprünglich edle, d. h. organisch entstandne und gebildete, Sprache hat, und wie schwer sie selbst durch die gewaltsamste Einmischung unterdrückt werden kann. Wie so ganz deutsch ist noch der Grundcharakter des Englischen,

und wie ganz verschieden vom Arabischen ist der des Persischen geblieben! Ich rede auch von solchen Einmischungen, die noch älter und selbst der Form nach noch mehr verschmolzen sind, weil sie in eine Zeit trafen, da die Sprache noch jugendlich, bildsamer, aneignender und produktiver war, und daher dem ersten Blicke nicht so sichtbar sind, als der Analyse.

Sie sind oft auch für Geschichte wichtig; so wie Geschichte wieder zum Leitfaden dienen kann, sie an dem rechten Orte zu suchen, und aus der wahren Quelle zu erklären. Finden wir nun zum Beispiel im Griechischen weit mehr arabische Wurzeln, als man anfangs glauben möchte, da die große Verschiedenheit in Structur und Charakter der beiden Sprachen diese Uebereinstimmung dem ersten Blicke sehr verhüllt, so ist dieß nicht mehr als sich ohnehin erwarten ließ, nach dem vielfachen Verkehr der Griechen und Phönicier. Im Römischen müßte man, der Geschichte von den ältesten Bewohnern Italiens zu Folge, mehr Einmischung von celtischen und cantabrischen Wurzeln vermuthen. Die nahe Verwandtschaft des Deutschen mit dem

Perſiſchen zeigt deutlich, wo ſich dieſer Zweig von dem Stamme abſonderte; und die beträchtliche Anzahl von Wurzeln, welche die deutſche Sprache mit der türkiſchen gemein hat, kann ſelbſt den Weg der Einwanderung mit bezeichnen helfen, der ſich, wie noch durch manche andre Gründe faſt zur hiſtoriſchen Gewiſſheit wird, längſt dem Gihon und an der Nordſeite des caſpiſchen Meeres und des Kaukaſus immer weiter nach Nordweſten zog. Kaum wird man übrigens eine der Lage und der Beſchaffenheit nach auch noch ſo entfernte Sprache nennen können, in der ſich nicht einige deutſche Wurzeln fänden: wie *Jarē*, das Jahr — im Zend und Mantchou; *Langan*, ſpan. *poner*, legen in der Tagalaſſprache auf den philippiniſchen Inſeln; *rangio*, übelriechend, im Japaniſchen — *ranzig*, auch einige wenige in der peruaniſchen Sprache. Dieſes iſt aus dem Durchzuge und Aufenthalte der germaniſchen Stämme in denjenigen Strichen Nord- und Weſt-Aſiens zu erklären, die von jeher der Sammelplatz der Völker, und die Bühne ihrer Wanderungen waren.

Wir beſchränken uns in dieſem Buche allein

auf die Sprache und das, was sich bloß aus dieser erklären läßt. Was sich weiter von historischen Thatsachen und Wahrscheinlichkeiten anführen ließe, um die wunderbare Uebereinstimmung so weit entlegner durch große Länderstrecken und Meere getrennter Sprachen begreiflich und die ältesten Wanderungen der Völker deutlich zu machen, bleibt für das dritte Buch verspart. Aber in dem Gebiet der Sprache selbst findet sich noch vieles, wodurch der große Zwischenraum ausgefüllt wird und enger zusammen rückt, oder doch Punkte des Uebergangs gegeben werden. Ich rede nicht von jenen einzelnen Spuren des Deutschen, die in der Krimm, am Kaukasus und caspischen Meere gefunden wurden, noch auch überhaupt von so manchen, obgleich geringen, doch allerdings sehr merkwürdigen Ueberbleibseln sonst verlorner Sprachen; sondern von noch jetzt bestehenden und blühenden Hauptsprachen- und ganzen Sprachfamilien, die durch ihre gemischte Beschaffenheit und ihre Lage unter den Völkern den Zwischenraum zwischen der indischen und persischen Sprache auf der einen, der germanischen, grie-



hischen und römischen auf der andern Seite ausfüllen und einnehmen.

Die erste Stelle unter diesen verdient un-  
streitig die armenische, in der man nicht nur rö-  
mische und griechische, persische und deutsche  
Wurzeln genug findet, und zwar solche, die zu  
den ersten und wesentlichsten Sprachbestandthei-  
len gehören; wie die Zahlen, Pronomina, Par-  
tikeln oder die nothwendigsten Zeitwörter. Um  
nur einige seltner und besonders merkwürdige  
anzuführen: *kan*, die lateinische Conjunction  
*quam*; *mi*, eins — verwandt mit dem Griechi-  
schen *μια*; *hingh*, fünf — *quinque*, *ciurch*  
— *circa*; *ham*, das griechische *ἀμα*, praefigirt  
wie *συμ* und *con*; die negative Partikel *mi*,  
griechisch *μη*; praefigirt werden im gleichen Sinne  
*an* und *ab*, wie *α* und *ab*, *a* im Lateinischen,  
*un* im Deutschen; *aminajim*, das lateinische  
*omnis*. Ferner einige Zeitwörter: *lufauorim*,  
ich leuchte — *luceo*; *lužžim*, ich löse — *λυω*;  
*uranam*, ich leugne — *αρνεομαι*; *žairanam*,  
ich zürne; *arnum*, ich nehme — *αρνυμι*; *te-*  
*nim*, ich setze — *θειναι*; *Udim*, ich hasse —  
*odium*; *udim*, ich esse — *edo*; *garodim*,

ich habe Mangel — careo; Unum, ich fülle an — plenus; dam, ich gebe — do; im, ich bin — Englisch I am; pirim, ich trage — fero und پورم; porim, ich grabe — bohre; kam, ich komme — ich kam, und viele andre besonders auch persische Wurzeln. Oft sind es unverkennbar dieselben, nur daß sie etwas härter lauten, was vielleicht nicht bloß als allgemeine Eigenthümlichkeit aller gebirgigten Mundarten zu erklären ist, sondern auf höheres Alter deutet. Wichtiger noch aber sind die Uebereinstimmungen in der Structur; zum Beispiel luanam — lavo, luanas — lavas, luanan — lavant; das Futurum wird gebildet durch ڤڤڤ — ڤڤڤڤ — ڤڤڤڤڤ; also derselbe Hauptlaut, wie im Indischen und Griechischen. Einige Participia in al stimmen dagegen mehr mit den slavischen Sprachen überein, so wie die dritte Person des Singularis luanaŷ, lavaŷ. Die Conjugation wird größtentheils durch Flexion gebildet, zum Theil jedoch auch durch Hülfsverba.

Gewiß ist das Armenische ein merkwürdiges Mittelglied, und kann über die Entstehung und Geschichte der asiatischen und europäischen Spra-

den manchen Aufschluß geben. Ob nicht dasselbe auch von der Georgianischen Sprache gilt, fehlt es mir an Hilfsmitteln zu entscheiden. Um über das Zend und Pehlvi etwas bestimmtes festzusetzen, fehlt es grade an dem wichtigsten, einer ausführlichen Grammatik nehmlich. Die Declination im Zend hat viel Aehnlichkeit mit der georgianischen; das Pehlvi kennt den persischen Casus obliquus in ra, mehre persische Endungen der Substantive und Adjective in man u. s. w.; auch der eine Infinitiv in atan könnte mit dem persischen in ان verglichen werden. Dieß wenige aber, alles was bis jetzt geliefert ward, ist freilich noch sehr unzureichend. Im Arabischen und Hebräischen findet sich nichts mit der indischen Grammatik übereinstimmendes, als etwa die weibliche Endung in a und i, und das Pronomen ان, ان, indisch soh, gothisch sa, wovon noch das altdeutsche so. In den gemeinschaftlichen Wurzeln aber dürften auch diese Sprachen Spuren die Menge enthalten von dem Gange und der Mischung der Völker in den ältesten Zeiten. Wichtig wäre es genau zu bestimmen, in wie weit die hebräische Sprache an solchen der andern

Hauptgattung gemeinschaftlichen Wurzeln einen größern Vorrath hat als das Arabische; im Phöniciſchen war vielleicht die Annäherung noch ſtärker.

Die nächſte Stelle nach der armeniſchen, in Rückſicht der immer noch ſichtbaren obgleich entfernteren Verwandtſchaft, nimmt unſtreitig die große Familie der ſo weit verbreiteten ſlavischen Sprachen ein. Es iſt nicht allein noch ſehr viel Flexion in der Grammatik, ſondern in einigen wenigen Fällen ſtimmt ſelbſt das Kennzeichen der Biegung mit den übrigen verwandten Sprachen überein, wie in der erſten und zweiten Perſon des Präsens im Singularis und Pluralis. Bei ſehr unvollkommenen Hülfsmitteln in dieſem Fache ſind mir doch mehre indiſche Wurzeln in ſlavischen Sprachen vorgekommen, und zwar auch ſolche, die in keiner andern der abgeleiteten Sprachen ſich finden. Es müßte vor allem durch ein vergleichendes Wörterbuch und Sprachlehre deutlich gemacht werden, in welchem Verhältniß die verſchiedenen ſlavischen Mundarten zu einander ſtehen, und welche derſelben für die älteſte und reinſte gehalten werden darf, da-

mit man diese bei der Beurtheilung zum Grunde lege; ein Verfahren, das jederzeit beobachtet werden muß, wenn man einer ganzen Familie von Sprachen ihr Verhältniß zu den übrigen anweisen will.

Ob die celtische Sprache auf einen gleichen Rang der Annäherung an den edlern Stamm wie die slavischen, Anspruch machen dürfe, getraue ich mir nicht zu behaupten. Die gemeinschaftlichen Wurzeln allein beweisen nur Mischung, von der diese Sprache ohnehin alle Kennzeichen an sich trägt. Die Zahlworte allein sind auch nicht entscheidend; sind ja doch im Koptischen zugleich die griechischen und andre eigenthümliche, vermuthlich altägyptische, im Gebrauch. In der bretagnischen \*) Mundart

---

\*) Nach Le Brigant und Winkerton; Shaw's, Smith's, Ballancey's und anderer Werke entbehrte ich. — Außerdem fehlte es mir auch für einige andre Sprachen an zureichenden Hülfsmitteln; außer den schon angeführten Fällen noch an dem Hauptwerk über die nordasiatischen Sprachen, den neuesten und vollständigsten Be-

wird durch Präpositionen declinirt; in der reineren erſiſchen aber iſt die Declination ganz anders und wird ſonderbar genug durch Veränderung des Anfangsbuchſtabens des Wortes gebildet, der ſich auch nach den präfigirten Partikeln, welche die Personalbeziehung bedeuten, richtet; z. B. mac — der Sohn, m h ic (ſpricht wie) — des Sohns; pen — der Kopf, i ben ſein Kopf, i phen — ihr Kopf, y'm mhen — mein Kopf. Eine Eigenthümlichkeit, die etwas ähnliches hat mit der Art, wie die Partikeln der Personalbeziehung mit dem präfigirten Artikel und dem Worte ſelbſt im Koptiſchen zuſammenschmelzen; Pos — der Herr, Paos — mein Herr, Pekas — dein Herr, Pefos — ſein Herr, Pefos — ihr Herr,

---

arbeitungen der koptiſchen und armeniſchen Sprache u. ſ. w. Ich hoffe um ſo eher bei Kennern ſolcher Unterſuchungen Nachſicht deſhalb zu finden, da ſie am beſten wiſſen, wie wenig auch große Bibliotheken durchaus vollſtändig in dieſem Sache zu ſein pflegen; da ſie andererſeits doch auch hier im Einzelnen manches noch nicht bekannte werden gefunden haben.

Penos — unser Herr, Naos — meine Herren, Nekos — deine Herren u. s. w. Die celtische Conjugation in der bretagnischen Mundart wird durch ein Hülfswort gebildet; da aber in mehren Fällen die Zusammensetzung mit dem Suffixum sich noch ganz unverschmolzen und unverkennbar zeigt, wie eomp — wir gehen, ejomp — wir gingen, effomp — wir werden gehen, von omp — wir: so führt uns diese Analogie auf den andern Hauptstamm der Sprachen, wozu auch die basckische gehört, mit der die celtische jedoch nicht mehr gemein hat, als was durch Mischung erklärt werden möchte. Für diesen Mischcharakter der celtischen Sprache dürfte auch die sonderbare Eigenheit sprechen, daß es nicht weniger als vier Wörter in der bretagnischen Mundart giebt, welche Ich bedeuten; anon — ägyptisch anok, on — indisch<sup>o</sup> ohon, in und me. Wie sehr diejenigen irren, welche das Volk und die Sprache der Celten und der Germanen für eins oder auch nur für nah verwandt halten wollen, indem sie Spuren der Mischung besonders in der bretagnischen Mund-

art für Beweise der Gleichheit nehmen, ist wohl kaum nöthig, weiter zu erwähnen.

Selbst in solchen Sprachen, die am weitesten von der Familie der indischen, griechischen und germanischen entfernt liegen, findet man leicht noch irgend eine geringe Uebereinstimmung, wie die Endung der Adjective im Baskischen auf *eꝛco*, die im Spanischen nur selten vorkömmt, der deutschen auf *isch*, der griechischen in *ιος* gleicht. Die alten Völker sind durch Wanderung, Kolonien, Krieg und Handel zu sehr durch einander geworfen, als daß sich nicht solche ganz einzelne Spuren fast überall finden sollten.

Ich würde überhaupt den Leser zu ermüden und zu verwirren fürchten, wenn ich alles, was gesammelt und vorgearbeitet war, mittheilen wollte. Genug, wenn hier nur in das Ganze Ordnung gebracht und befriedigend angezeigt ist, nach welchen Grundsätzen etwa eine vergleichende Grammatik und ein durchaus historischer Stammbaum, eine wahre Entstehungsgeschichte der Sprache, statt der ehemaligen erdichteten Theorieen vom Ursprunge derselben, zu entwerfen wäre.



Das hier gesagte wird wenigstens hinreichend sein, um die Wichtigkeit des indischen Studiums, auch schon bloß von Seiten der Sprache betrachtet, zu beweisen; im folgenden Buche wollen wir es nun im Verhältniß zur Geschichte des orientalischen Geistes betrachten.

Ich schliesse mit einem Rückblicke auf William Jones, der durch die aufgezeigte Verwandtschaft und Abstammung des Römischen, Griechischen, Deutschen und Persischen aus dem Indischen zuerst Licht in die Sprachkunde, und dadurch in die älteste Völkergeschichte gebracht hat, wo bisher alles dunkel und verworren war. Wenn er aber die Verwandtschaft noch auf einige andre Fälle, wo sie doch ungleich geringer ist, ausdehnen, ferner die unbestimmbare große Menge der Sprache auf die drei Hauptzweige der indischen, arabischen und tatarischen Familie zurückführen, und endlich, nachdem er selbst zuerst die totale Verschiedenheit des Arabischen und Indischen so schön festgestellt hat, zuletzt doch bloß der Einheit zu Liebe alles aus einem gemeinschaftlichen Urquell herleiten will; so haben

wir dem vortrefflichen Manne in diesen Stücken nicht folgen können, worin uns, wer die gegenwärtige Abhandlung aufmerksam prüfen will, unstreitig beistimmen wird.



## Zweites Buch.

Von der Philosophie.



---

## Erstes Kapitel.

### Vorläufige Bemerkungen.

Es ist eine fast allgemein angenommene Meinung, daß der Mensch von einem Zustand ganz thierischer Dumpfheit angefangen, durch Noth von einer Anstrengung zur andern weiter getrieben, unter mancherlei äussern Veranlassungen und Anregungen, sich erst ganz allmählig zu einiger Vernunft empor gearbeitet habe. Wenn man aber auch keine Rücksicht darauf nimmt, wie sehr diese Ansicht aller gesunden Philosophie widerstreitet, so muß man doch gestehen, daß sie durch die älteste Geschichte durchaus nicht bestätigt, sondern vielmehr vor derselben als eine willkürlich erdichtete Meinung erfunden wird, und verschwindet. Auch ohne die Mosaische Urkunde,

welche wir für jetzt bei Seite setzen, um im dritten Buch darauf zurück zu kommen, zeigen die meisten und ältesten andern asiatischen Denkmale und geschichtliche Thatsachen einstimmig darauf hin, daß der Mensch seine irdische Laufbahn nicht ohne Gott angefangen habe. Besonders von Indien her zeigen sich sehr merkwürdige und unerwartete Aufschlüsse über den Gang der menschlichen Denkart in den ältesten Zeiten. Einiges ist schon aus dem Wenigen klar, was wir bis jetzt haben, und noch weit mehr läßt sich erwarten.

Nachdem wir im ersten Buche die Sprache der Indier in ihrem Verhältniß zu den übrigen merkwürdigsten asiatischen und europäischen Sprachen betrachtet haben, so wäre es vielleicht in der Ordnung in diesem zweiten Buche von der indischen Mythologie, als der Quelle so mancher andern, zu handeln; und allerdings würden wir, ohne auf einzelne oft täuschende Aehnlichkeiten so sehr einzugehen, als es bisweilen in den Schriften der calcutischen Gesellschaft geschehen ist, auch hier zeigen können, daß es wie in der Sprache, so auch in der Mythologie eine innere Structur giebt, ein Grundgewebe, dessen Aehn-

lichkeit bei aller sonstigen äussern Verschiedenheit der Entwicklung, doch noch auf einen verwandten Ursprung hindeutet. Es fehlt auch hier nicht an sehr überraschenden, und gewiß nicht bloß zufälligen Uebereinstimmungen. Doch wird hier eine fast noch strengere Vorsicht erfordert, als bei der Sprache, denn die Mythologie ist in ihren Einzelheiten noch schwankender und schwabender, und der flüchtige zarte Geist oft noch schwerer zu ergreifen, als in der Sprache. Mythologie ist das verflochtenste Gebilde des menschlichen Geistes; unendlich reich, aber auch höchst veränderlich in seiner Bedeutung, die doch allein das Wesentliche ist; darum muß alles und jedes in seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach Zeit und Ort aufgegriffen werden, und selbst die geringste Verschiedenheit ist hier wichtig. Die griechische und römische Mythologie z. B. sind wir gewohnt, wo es nicht auf historische Genauigkeit ankommt, für dieselbe anzunehmen und gelten zu lassen; wie groß aber die Verschiedenheit sei, ist denjenigen bekannt, welche in die ältern Zeiten beider Völker zurückgegangen sind, so daß man gewiß sehr Unrecht hätte, Venus und Aphrodite,

Minors und Ares u. s. w. für eine und dieselbe Gottheit zu halten. Aber auch von einer hellenischen Stadt zur andern, Welch ein Unterschied! zwischen Korinth und Athen, oder zwischen Doziern in Sparta und Sicilien! Das Bild, einzelne Züge der Geschichte, der Name selbst einer Gottheit, ist oft weit verbreitet, erhält sich zum Erstaunen lange, sogar bei getrennten Völkern; aber der Sinn, die Bedeutung ist doch eigentlich allein wesentlich, und wie gestaltet sich diese fast immer und überall anders? Daher gehört wenigstens ein sehr großer Vorrath von Thatsachen und Quellen dazu, um das einzige zu versuchen, was hier Aufschluß geben kann, eine ausführliche Darstellung des Ganzen nehmen, nach allen seinen Einzelheiten, nach den Abstufungen der innern Entwicklung und äußern Einmischung bis auf jede Spur allmählicher Veränderung. Um dies für die indische Mythologie leisten zu können, sind unsre Hülfsmittel durchaus noch nicht vollständig genug.

Wir verlassen also hier den vergleichenden Weg des ersten Buchs, und geben statt einer vergleichenden Analyse der Mythologien, wozu



es noch zu früh ist, lieber etwas, was allen Untersuchungen der Art zur sichern Grundlage dienen kann; eine Darstellung der orientalischen Denkart nehmlich, nach ihren wichtigsten Stufen und Verschiedenheiten. Freilich bleibt auch hier im Einzelnen noch vieles zu wünschen übrig, doch ist das, was wir schon jetzt haben, zureichend, um sich einen Begriff des Ganzen zu bilden, wenn man es nur versteht, sich in die alte Denkart zu versetzen; es ordnen sich die Thatsachen, wenn sie nur rein aufgefaßt werden, von selbst zur vollkommenen Deutlichkeit.

Als eben so viel Epochen der orientalischen Denkart betrachte man die einzelnen Theile der folgenden Darstellung, nicht als philosophische Systeme; denn wiewohl alle diese Denkarten wo nicht gleich, so doch später auch systematisch dargestellt worden sind, so waren sie doch ursprünglich alle mehr als bloß Philosophie. Gesondert haben wir diese Denkarten, weil sie wirklich gesondert sind, ihrem Geiste und auch der Geschichte nach; wie sich eine Denkart aus der andern durch allmähliche Uebergänge entwickelt habe, oder durch den Gegensatz an sie schliesse, wird im Einzelnen

angezeigt werden. Bei jeder Epoche bemerken wir, was von indischer Mythologie oder Philosophie zu dieser gehört, die der andern asiatischen Nationen nur da hinzunehmend, wo es zur Deutlichkeit oder Vollständigkeit des Ganzen beitragen kann.

•

---

## Z w e i t e s   K a p i t e l .

### System der Seelenwanderung und Emanation.

**U**nter allen Philosophieen oder Religionen, welche Asien als ihr Vaterland erkennen, ist keine so zuverlässig indischen Ursprungs, keine, mit Ausschluß der mosaischen Urkunde, älter als das System der Emanation und Seelenwanderung. Das Wesentliche desselben wird im ersten Buche der Gesetze *e. Monu's* vorgetragen, einem Denkmale, dem keine gesunde Kritik ein geringeres Alter anweisen wird, als dem ältesten, was die westlich europäische Welt irgend aufzuweisen hat. Seit Jahrtausenden, wie noch heute, ist es die Grundlage der indischen Verfassung und Gesetzgebung, man kann sagen des indischen Lebens, und eben so unverkennbar das Grundgewebe indischer Sage und Mythologie, der herrschende Geist dersel-

ken. Nähern Aufschluß als die Gesetze des Monu geben, darf man ausser den Veda's vielleicht von der ältesten indischen Philosophie erwarten, welche Mimansa genannt wird, und vom Joimini, dem Verfasser des Samaved, gestiftet ward.

Wie genau und nothwendig Emanation, wenn sie nur in dem ursprünglichen und ältesten Sinn genommen wird, mit Metempsychose zusammenhänge, werden wir sogleich deutlich machen. Nur muß man freilich den Gedanken an alles dasjenige entfernen, was bei Chaldäern oder Griechen in spätern Zeiten Emanation hieß, da kein System mehr in seiner ursprünglichen Reinheit vorgetragen, sondern eine aus allen zusammengestellte Mischung mit dem unbestimmten Namen der orientalischen Philosophie bezeichnet ward. Besonders darf man das System der Emanation nicht mit dem Pantheismus verwechseln. Demjenigen, der bloß an die dialektische Form der jüngern europäischen Philosophie gewohnt ist, erscheint zwar die größere Kühnheit und Fantasie jedes orientalischen Systems leicht pantheistisch, und allerdings finden sich der Ver-

bindungen in spätern Zeiten genug. Der ursprüngliche Unterschied ist jedoch sehr wesentlich; denn es wird die Individualität in der alten indischen Lehre keinesweges aufgehoben und geläugnet. Auch ist die Rückkehr der einzelnen Wesen in die Gottheit denselben nur möglich, nicht nothwendig, das beharrlich Böse bleibt ewig getrennt und verworfen; oder, wenn wir uns eines scheinbar neueren theologischen Ausdrucks, der aber dem alten Begriff ganz angemessen ist, bedienen dürfen: die Ewigkeit der Höllestrafen ist mit dem System der Emanation keinesweges unvereinbar, macht vielmehr einen wesentlichen Bestandtheil desselben aus. In Beziehung auf das Gute und Böse kann keine größere Verschiedenheit Statt finden, als zwischen diesem System und dem Pantheismus. Der Pantheismus lehrt, daß alles gut sey, denn alles sey nur eines, und jeder Anschein von dem, was wir Unrecht oder Schlecht nennen, nur eine leere Täuschung. Daher der zerstörende Einfluß desselben auf das Leben, indem, man mag sich nun in den Ausdrücken auch drehen, und an den durch die Stimme des Gewissens überall hervor-

treten<sup>den</sup> Glauben anschließen wie man will, im Grunde doch, wenn man dem verderblichen Princip nur getreu bleibt, die Handlungen des Menschen für gleichgültig, und der ewige Unterschied zwischen Gut und Böse, zwischen Recht und Unrecht, ganz aufgehoben, und für nichtig erklärt werden muß. Ganz anders in dem System der Emanation, wo vielmehr alles Dasein für unseelig, und die Welt selbst für im Innersten verderbt und böse gehalten wird, weil es doch alles nichts ist, als ein trauriges Herabsinken von der vollkommenen Seeligkeit des göttlichen Wesens.

Auf dialektische Weise gegen die philosophische Richtigkeit dieses Systems zu streiten, dürfte sich nicht der Mühe verlohnen; denn auf Gründen der Art, auf Demonstrationen, beruht es nicht, hat vielmehr ganz die Form willkürlicher Erfindung, so gut wie andre bloß dichterische Kosmogonien. Ein System kann es aber doch wohl genannt werden, denn es ist tiefer Zusammenhang darin, und diesem verdankt es vielleicht einen Theil der Gewißheit, die es für seine Anhänger seit Jahrtausenden mit sich führt, noch mehr der uralten Ueberlieferung und dem ange-

lich göttlichen Ursprung. Und wohl lohnt es sich der Mühe, es zu verstehen, wäre es auch nur, weil es die älteste Denkart des menschlichen Geistes ist, die wir historisch kennen, und die auf die ganze nachfolgende Entwicklung und Geschichte desselben einen unübersehblichen Einfluß gehabt hat. Um es zu verstehen, muß man aber vor allem das Gefühl ergriffen haben, welches ihm zum Grunde liegt. Nachdem Monu die Erschaffung aller Naturkräfte, der lebendigen Wesen, Thiere und Gewächse besungen hat, die als eben so viele eingehüllte Geister gedacht werden, schließt er mit der allgemeinen Betrachtung:~

Von vielgestaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten  
Lohn,  
Endes bewusst sind diese all, mit Freud' und Leid-  
gefühl begabt,

So in Finsterniß gebunden, und doch innig ge-  
fühlvoll, des Todes und ihrer Schuld sich bewusst,  
wandeln sie auf der Bahn, die der Schöpfer  
ihnen von Anfang bestimmte, dem unausweich-  
lichen Ziele entgegen.

Diesem Ziel nach nun wandeln sie, aus Gott kom-  
mend, bis zur Pflanz' herab,

In des Seins schrecklicher Welt hier, die stets hin  
zum Verderben sinkt.

In diesen Worten ist gleichsam die Seele des ganzen Systems ausgesprochen, das herrschende Grundgefühl desselben. Was die Dichter der Alten in einzelnen Sprüchen von dem Unglück des Daseins singen, jene traurigen Strahlen einer durchaus furchtbaren Welt-Ansicht, die sie in tiefbedeutenden Trauerspielen aus dem Gedanken eines dunkeln Schicksals über die Sagen und Geschichten von Göttern und Menschen verbreiten, sammle man sich in Ein Bild und allumfassendes Ganzes, und verwandle das vorübergehende dichterische Spiel in bleibenden ewigen Ernst, so wird man am besten das Eigenthümliche der alten indischen Ansicht aufgefaßt haben.

Daher die Lehre von den vier Zeitaltern, deren das folgende immer in einem bestimmten Verhältniß unvollkommner und unseeliger war, als das vorhergehende, bis auf das gegenwärtige vierte Zeitalter vollendeten Elends. Auf ähnliche Weise wird oft auch die Abstufung der vier Stände, als ein immer tieferes Herabsinken zur irdischen Unvollkommenheit geschildert. Daher auch



die Lehre von den drei Welten, Troilokyon, oder drei Grundkräften, Troigunyon, deren die erste wahrhaft, sotwo, die andre täuschend und im Schein glänzend, rojo, und die dritte und letzte dunkel, tomo, ist. Auch in den Emanationen selbst herrscht das gleiche Gesetz steter Verschlimmerung, sie mögen nun geistiger Art oder auch äussere Naturkräfte sein.

Aus dem Selbst des unendlichen Wesens läßt Monu den Geist hervorgehen; aus dem Geist die Ichheit; denn der Geist ist der zweite Schöpfer, und auch Monu (nah verwandt mit monoh) erschafft alle einzelne Wesen, nachdem Brohma selbst zuvor die allgemeinen Grundkräfte des Geistes und der Natur hervorgebracht hat. Auch die Elemente läßt Bhriгу, in der nachfolgenden Erklärung aus dem Geiste, und eines aus dem andern in der Ordnung hervorgehen, wie man sich ihre Feinheit und Vollkommenheit damals dachte. Dieses Gesetz steter Verschlimmerung und steten Verderbens, und jene unendliche Betrübniß im Gefühl der Schuld und des Todes, sind der Geist jenes Systems. Die Stufen oder Grundkräfte der Emanation sind in

verschiedenen Darstellungen verschieden, da die Willkür der Dichtung sich hierin nicht so eng beschränken läßt.

Unter den Gottheiten der indischen Fabel ist es Brohma, der diesem Systeme oder diesem Ideenkreise insbesondere angehört. Brohma ist, so wie in Monu's Gesetzbuch von ihm geredet wird, der ewige Geist, das unendliche Ich, König und Herr der Wesen, und wie er auch in spätern Schriften vorzugsweise genannt wird, Vater und Ahnherr des Weltalls. Er ist der ewig Unbegreifliche, der allein Selbstständige, der eigentliche Er, oder Gott selber. In spätern Schriften wird dasselbe auf den Sivoh und Wischnu, von den besondern Anhängern dieser Gottheiten angewandt; in Monu's Gesetzbuch nimmt Brohma die erste Stelle ein; die beschränktere Deutung dieser Gottheit als Element der Erde, ist also für später zu halten.

Wir können in der That, so sehr auch alles mit willkürlichen Dichtungen und ganz groben Irthümern überladen sein mag, wie sehr auch ein Aberglauben von zum Theil schrecklicher und furchtbarer Art, alles entweihend und vergif-

tend, durch das ganze System ihrer Denkart und ihres Lebens fort hinschleicht; wir können, sage ich, den alten Indiern die Erkenntniß des wahren Gottes nicht füglich absprechen, da alle ihre alten Schriften voll sind von Sprüchen und Ausdrücken, die so würdig, klar, und erhaben, so tief sinnig und sorgfältig unterscheidend und bedeutend sind, als menschliche Sprache nur überhaupt von Gott zu reden vermag. Wie kommt nun so hohe Weisheit zusammen mit der Fülle des Irrthums?

Was aber noch mehr Erstaunen erregen muß, als die reinsten Begriffe von der Gottheit in dem ältesten System des Aberglaubens zu finden, ist der damit verbundene Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, der nicht bloße Wahrscheinlichkeit war, durch langes Nachdenken allmählig gefunden, oder ferne Dichtung von einer unbestimmten Schattenwelt, sondern feste und klare Gewißheit, so daß der Gedanke des andern Lebens herrschender Bestimmungsgrund aller Handlungen in diesem ward. Ziel und Seele der ganzen Verfassung, aller Gesetze und Einrichtungen, bis auf die geringsten Gebräuche.

Dies letzte, ich will nicht sagen auf eine befriedigende, sondern nur auf eine verständliche Weise, durch allmähliche Entwicklung aus jener thierischen Dumpfheit zu erklären, wovon, nach der allgemeinen Voraussetzung, der menschliche Geist ausging, dürfte wohl durchaus unmöglich seyn. Den tiefverborgenen Grund aufzuhüllen, warum diese klare und gewisse Ueberzeugung von der Unsterblichkeit mit der Erkenntniß des wahren Gottes unmittelbar verbunden war, ist hier der Ort nicht. Ich will nur die Frage aufwerfen, ob das gewöhnliche Verfahren derjenigen wohl das rechte sein könne, welche den Begriff der Gottheit und den Beweis ihres Daseins aus Vernunftschlüssen, Wahrscheinlichkeiten der äußern Natur und innern Bedürfnissen oder Hindeutungen zusammensetzen; da wir doch Gott schon erkannt haben müssen, um seine Spuren in der Natur und im Bewußtsein wieder zu finden, und da auf diese Weise der erhabene Begriff seiner Einfachheit und damit seiner ganzen Würde beraubt wird? Von denjenigen rede ich hier nicht, welche den Begriff der Gottheit aus der *Ichheit* oder dem Gesetz der Vernunft

hervorgehen lassen wollen; sie dürften wohl etwas ganz anders an die Stelle desjenigen setzen, dessen Begriff sie verlohren haben. Mit einem Worte: als natürliche Entwicklung der Vernunft betrachtet, ist das indische System der Emanation durchaus unerklärlich; als misverstandene Offenbarung, ist alles darin ganz begreiflich. So hätten wir also schon in der bloß geschichtlichen Ansicht hinreichenden Anlaß zu vermuthen und vorauszusetzen, was vielleicht andre und höhere Gründe uns als gewiß anzunehmen bewegen müssen; daß derselbe, der den Menschen so herrlich begabt und gebildet hatte, dem Neugeschaffenen einen Blick in die unendliche Tiefe seines Wesens vergönnt und ihn dadurch aus der Kette der sterblichen Wesen für immer empor gerückt, und mit der unsichtbaren Welt in Verbindung gesetzt habe, ihm das hohe aber gefährliche Geschenk ewigen Glücks oder Unglücks verleihend.

Nicht als Unterricht des Vaters in Bild und ausdrücklichem Wort denke man sich diese ursprüngliche Offenbarung, wiewohl auch dies kein ganz leeres und unwürdiges Gleichniß

wäre; sondern als ein Aufgehen des innern Gefühls. Wo das Gefühl des Wahren einmal da ist, da finden sich die Worte und Zeichen leicht ohne weitere Mithülfe, um so edler und bedeutender, je tiefer und größer das Gefühl ist. Wie aber konnte denn göttlich mitgetheilte Wahrheit missverstanden werden? Nicht anders; ohne alle Offenbarung würde der Mensch wohl noch in der Reihe der Thiere stehen, vielleicht als das erste, vielleicht auch als das innerlich wildeste und unseeligste; ohne freien Gebrauch und eignes Verständniß der göttlichen Wahrheit wäre er zum blinden Werkzeug erniedrigt worden. Und eben diesen ältesten Irrthum, der aus dem Mißbrauch des göttlichen Geschenks, aus der Verdunklung und Mißdeutung der göttlichen Weisheit entstand, finden wir in den indischen Urkunden, werden dies immer deutlicher und belehrender finden, je mehr wir das gebildetste und weiseste Volk des Alterthums kennen lernen. Es ist das erste System, das an die Stelle der Wahrheit trat; wilde Erdichtungen und grober Irrthum, aber überall noch Spuren der göttlichen Wahrheit und der Ausdruck jenes Schrek-

kens und jener Betrübniß, die der erste Abfall von Gott zur Folge haben mußte.

Daß die Fantasie den Widerspruch und Zwischenraum zwischen dem Gedanken des vollkommenen Wesens und dem Anblick der unvollkommenen äußern Welt kaum auf eine leichtere und natürlichere Art ausfüllen konnte, als durch die Ansicht der Emanation, wird jeder gern zugeben. Sie ist nicht nur Wurzel des ältesten und allgemeinsten Aberglaubens, sondern auch eine reiche Quelle der Dichtung geworden. Alles ist dieser Ansicht gemäß ein Ausfluß der Gottheit, jedes Wesen selbst ein nur beschränkter, gebundner, verdunkelter Gott; alles also beseelt und belebt, alles voll Götter; Hylozoismus, und nicht bloß Polytheismus, sondern wenn man so sagen darf, Allgötterei, wie denn in der That die Menge der indischen Götter zahllos ist. Die unendliche, keinesweges angebildete sondern ursprüngliche Fülle der Dichtung ist es, was eine Mythologie, die aus dieser fruchtbaren Quelle hervorgeht, von den dürftigen Vorstellungen von Geistern der Verstorbenen bei denen Völkern unterscheidet, die weniger gebildet, oder um es bestimmter

**Ausgedrücken**, die weiter von dem Strome alter Sagen und Ueberlieferung entfernt waren; wie- wohl noch keines gefunden ist, das ganz abge- sondert wäre von aller Mittheilung mit edlern gebildeteren Völkern, d. h. von solchen, die näher und unmittelbarer aus dem Quell aller Dichtung und Fantasie schöpfen konnten. Diese Fülle in- nern lebendigen Reichthums hat selbst die grie- chische Mythologie, so verschieden sonst ihr Geist und Charakter ist, noch mit der indischen gemein.

Daß auch Vergötterung großer und heili- ger Menschen nicht mit diesem System von Vielgötterei durch mannichfache Ausströmungen aus einem Urquell streite, sich vielmehr an dem- selben anschliesse, bedarf kaum einer Erwähnung; da die größere innere oder äussere Verwandt- schaft und Nähe des abgesonderten Wesens zu dem ursprünglichen auch die Würde und Wür- digkeit desselben für Verehrung und Anbetung bestimmt.

Im Gefolge des Brohma finden wir also gleich die heiligen zehn Altväter, die eine so be- deutende Stelle in der indischen Mythologie ein- nehmen; die sieben großen Rischis oder Prie-



ster der Vornwelt, die nachher unter die Sterne versetzt wurden; den Kashyapa, und alle durch ihn von der Diti und Aditi, der Nacht und der Heitre, abstammenden Geschlechter, bis auf die beiden Stämme der Sonnenkinder, und der Söhne des Mondes.

Wir begnügen uns hier mit der bloßen Möglichkeit, daß die indischen Altväter nur vergötterte Menschen seien, ohne im geringsten der Meinung einer sinnbildlichen Bedeutung im voraus widersprechen zu wollen. Daß wirklich historische floß oft mit den Ideen von Emanation, die Genealogie der Altväter und Helden mit der Kosmogonie der Natur zusammen; die sieben Monu's z. B. sind eben so viele Aeonen, untergeordnete Welterschöpfer und Weltordner, Entwicklungsperioden und Erscheinungs-Epochen des höchsten Altvaters. Sollte man aber darum alles historische in dieser Sage läugnen?

Die weitere Untersuchung würde uns jetzt zu sehr ins Einzelne führen, und wird sich künftig bei reicheren Quellen fruchtbarer behandeln lassen. In dieser Darstellung der hauptsächlichsten Epochen der orientalischen Denkart beschrän-

ken wir uns auch nur auf die Hauptbegriffe der indischen Götterlehre, die so stark gezeichnet aus derselben hervortreten, daß auch was wir jetzt haben hinreicht, um ihre wesentliche Bedeutung nicht ganz zu verkennen.

Am vortheilhaftesten und schönsten stellt sich das System der Emanation dar, wenn wir es als Lehre der Rückkehr betrachten. Von dem göttlichen Ursprung des Menschen nimmt es überall Anlaß ihn an die Rückkehr zu erinnern, und sich die Wiedervereinigung mit der Gottheit als einzigen Zweck aller seiner Handlungen und Bestrebungen zu setzen. Daher die heilige Bedeutung so mancher indischen Geseze, Sitten und Gebräuche, und der erhabene Ernst ihrer ganzen Lebenseinrichtung. Doch mag der Geist schon frühe entflohen sein, so daß es nur todte Gebräuche und Bußübungen blieben; auch frühe schon sich Aberglauben und Irrthum beigemischt haben.

Nach der in diesem System herrschenden Ansicht von der Abstufung und den Geschlechtern der in so mannichfacher Gestalt eingehüllten lebendigen Wesen, ihrer allmählichen Annäherung

und Entfernung von dem gemeinschaftlichen Urquell, entstand der Begriff von der Seelenwanderung. Noch verwandt damit und ebenfalls ein wesentlicher Bestandtheil desselben Systems ist die Lehre von einem vorigen Leben, von der Präexistenz der Seelen, und von den Ideen oder höheren Gedanken aus dunkler Erinnerung der im vorigen Zustande angeschauten göttlichen Vollkommenheit, die besonders beim Anblick des Schönen wieder rege wird; eine Lehre, auf die sich Kalidas in der *Sokuntola*, einem Volks-Schauspiele, als auf eine allgemein bekannte, und ganz populäre Vorstellungsart bezieht und anspielt. Wo diese Seelenwanderung nicht bloß physisch gemeint, sondern mit der Meinung von der moralischen Verderbniß und Unseligkeit aller Wesen, und nothwendigen Reinigung und Rückkehr zu Gott verbunden ist, da ist sie sicher aus diesem System entlehnt, und also indischen Ursprungs. Auf diese Weise finden wir in der Lehre des Pythagoras den Begriff der Metempsychose mit allen seinen orientalischen Nebenbestimmungen zum sichern Beweise, daß es keine hellenische Erfindung war,

obgleich bald hernach mit hellenischem Geist und Scharfsinn angeeignet und umgebildet; man müßte dann auch die ältesten und verhältnißmäßig besten Nachrichten von der pythagorischen Lehrgang verwerfen wollen.

Daß bei den celtischen Druiden die Lehre der Seelenwandlung herrschte, wissen wir; weniger, auf welchem Wege sie dahin gelangt war. Daß sie den Sctruskern und überhaupt im alten Italien noch vor Pythagoras bekannt war, ist wahrscheinlich. Von der Verbreitung dieser Lehre selbst im äußersten Norden, finden sich Spuren bei den Alten. Brachte Pythagoras sie vom Auslande herüber, so konnte er sie wohl nur im westlichen Asien oder in Aegypten kennen lernen. Die Aegyptische Behandlungsart der Leichen, die sie so weit als möglich zu verewigen suchten, dürfte allerdings eine sehr merkliche Verschiedenheit in der Ansicht von der Unsterblichkeit voraussetzen lassen; da sonst die Mythologie und Religion der Aegypter, ihrer ganzen Structur und ihrem Geiste nach, sich häufig ganz an die indischen anzuschließen scheinen. Osiris, ien Hauptbegriff der Aegyptischen Lehre als

einer leidenden und sterbenden Gottheit, erklärt sich am besten aus der indischen Lehre von der Unseligkeit des Daseins, wozu die reine Vollkommenheit herabgesunken, und darin eingehüllt und gefesselt sei.



## D r i t t e s   K a p i t e l.

Von der Astrologie und dem wilden  
Naturdienst.

Wenn das System der Emanation durch seine moralische Tiefe, durch seine positive Fülle und genetische Entwicklung des Weltalls, den Vorzug vor dem eigentlichen Pantheismus behält, der durch seinen bloß negativen und abstracten, und also irrigen Begriff des Unendlichen, jederzeit in leere Indifferenz geräth, so läßt es sich dagegen von dem Vorwurf des Fatalismus auch in der ältesten Gestalt, die wir bis jetzt kennen, nicht frei sprechen. Der Lehre von der Vorherbestimmung haben wir schon oben erwähnt, man wird sie ganz deutlich in der Kosmogonie des Monu finden, die wir im Anhange liefern. Dahin gehört auch die Lehre von dem steten Kreis-

lauf, und ewigen Wechsel zwischen Schlaf und Wachen des unendlichen Wesens.

„Als geschaffen dieß All hatte, der sich undenkbar entwickelt stets,

„Sank zurück in sich selbst wieder, Zeit mit Zeit nun vertauschend er.

„Während der Gott nun wachend ist, da regt strebend sich hier die Welt,

„Doch wenn ruhigen Sinns er schläft, sodann schwindend vergeht es all.“

Nun wird weiter beschrieben, wie alle irdische Wesen in den Grund jenes Erhabenen verschlungen werden —

„Weil der, so alles Seins Leben, wohl süß schlummert, der Kraft beraubt.“

Und ferner:

So mit Wachen und Schlaf wechselnd, dieß All was sich bewegt was nicht,

Bringt zum Leben er stets hervor, vertilgt es, selbst unwandelbar.

---

Bahlose Weltentwicklungen giebt's, Schöpfungen, Zerstörungen,

Spielend gleichsam wirket er dieß, der höchste Schöpfer, für und für.

---

Der Begriff von der Zwecklosigkeit der Welt und einer bloß spielenden Thätigkeit Gottes, hängt wesentlich zusammen mit jener Ansicht eines ewigen Kreislaufs. In spätern Systemen ist dieß die stets wechselnde Contraction und Ausdehnung der höchsten Grundkraft, das Pulsiren der Weltseele.

Der Fatalismus hat sich bei den orientalischen Völkern zu einem sehr künstlich weit verbreiteten System entfaltet. Die Astrologie, sammt aller ihrer Begleitung von Vorbedeutungen, Augurien, unglücklichen Tagen, Beschwörungen und dunkeln magischen Künsten, ist diese merkwürdige Erscheinung des Alterthums, die noch bis auf sehr neue Zeiten ihren unermesslich großen Einfluß erstreckt. Nicht bloß als dichterische Bewunderung der Naturschönheit, sondern genau in dieser Umgebung finden wir den Gestirndienst bei den Aegyptern, mit einem dem Anschein nach rohen Thierdienst verwebt. Daß der Mensch von der Verehrung der Gottheit zur Anbetung der wilden Naturkraft, vom Schöpfer zu seinen Werken herabsinken und verirren könne, dafür giebt es in seinem Geist und Herzen so viele



Gründe und Veranlassungen, daß es wenigstens hier überflüssig sein dürfte, sie weiter auseinander zu setzen. Genug, wir finden auch im alten Asien nicht bloß Spuren, sondern Beweise einer ganz eigentlich materialistischen Denkart; mag man diesen Materialismus auch zum Unterschiede von dem, was in Europa so genannt wird, den orientalischen nennen, da er, so weit wir ihn bis jetzt kennen, gewiß ein sehr eigenthümliches Gepräge an sich trägt. Wir zeigen ihm in der historischen Stufenfolge der verschiedenen orientalischen Denkarten diese Stelle an, unmittelbar nach dem System der Emanation, der Rückkehr und Seelenwandrung; es würden sich ausser dem astrologischen Aberglauben vielleicht noch mehr Mittelglieder und Punkte des Uebergangs und der allmählichen Entartung von einer so durchaus religiösen zu einer ganz materiellen Ansicht aufzeigen lassen; aber es bedarf dessen nicht, denn schon in der ältesten bis jetzt bekannten Urkunde der indischen Lehre, in der Kosmogonie des Monu, ist vieles sehr materiell. Das Bild von dem Welt-Ei zwar, welches sich auch bei den Aegyptern findet, kann man für ein

bloßes Bild kindlichen Alterthums halten; die Attra aber, die Samentheilchen des Weltstoffes, müssen schon eine mehr philosophische Beziehung haben. Ob sie, wo nicht schon hier, so doch später, eigentliche Atome sind, ob diejenigen griechischen Gelehrten Recht hatten, welche behaupteten, daß auch das System der Atome orientalischen Ursprungs sey, wird sich erst entscheiden lassen, wenn wir die Sekte der Paschandisten, Sokoisten, und die als atheistisch angeführten Systeme, als Charval, u. s. w., wo nicht aus den vielleicht größtentheils verlohrnen Urschriften, so doch wenigstens aus den Widerlegungen der Gegner bestimmter kennen lernen, da uns die Philosophie der Phönicier zu wenig und zu unsicher bekannt ist, um etwas entscheidendes über sie festsetzen zu können, so wahrscheinlich es sein mag, daß sie ganz und gar von dieser Art war.

In der aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten und durch manche Stufen allmählig gebildeten Religion der Indier, nimmt die Anbetung der wilden Naturkraft aber eine nur allzu große Stelle ein. Bald als allvermöhnende

Zerstörung aufgefaßt, bald als Zeugungskraft der Natur als eines unendlichen Thieres, bietet uns der Dienst des Sivo, und der furchtbare Durga, Bilder des Todes und der Wollust, blutige Menschenopfer und bakchantische Zügellosigkeit in einem grausen Gemisch dar. Was diesen Naturdienst und Materialismus so schrecklich macht, und von der bloßen Sinnlichkeit mancher Völker im Zustande der einfachsten Wildheit noch so sehr unterscheidet, dürfte gerade die beigemischte und überall einverwebte Idee des Unendlichen sein, die noch auf den bessern Ursprung zurück deutet; denn grade das Höchste und Edelste wird immer, wenn es verwildert und entartet, zur schrecklichsten Misgestalt.

Es hat sich dieser Naturdienst so weit verbreitet, daß wir uns nur auf einige Andeutungen des wichtigsten beschränken müssen. Alle jene Götter, denen so ausschließlich durch Menschenopfer gehuldigt ward, verrathen dadurch und durch manche andre Züge, ihre Verwandtschaft mit dem indischen Sivo und der Kali; von der Art sind der Baal und Moloch der syrischen und punischen Völker; wie überhaupt dieser wilde

Naturdienst und Materialismus bei keinem Volke so ausschliessend geherrscht haben mag, als bei den Phöniciern. Dahin gehört auch jener Esus, dem die Gallier solche Ströme von Blut vergossen haben, wie sonst in der alten Welt kein Beispiel gefunden wird, und sich nur noch in dem Götzendienste der Mexikaner wieder findet. Auch in dem Gestirns- und Thierdienste der alten Aegypter nahm die Verehrung des Lingam und der alles erzeugenden Yöni wohl eine weit größere Stelle ein, als man gewöhnlich voraussetzt. Den Gebrauch des Phallus bei Festen und an Bildern in Griechenland leitet Herodot aus Aegypten her. Die Geschlechtszeichen, die der siegreiche Sesostris überall aufstellte, würden sich, wenn die Thatsache anders gegründet ist, viel natürlicher aus diesem Aberglauben als allgemeine Sinnbilder desselben erklären, als nach der moralischen Deutung des Herodot auf die mannhafteste Tapferkeit oder weibische Feigheit der überwundenen Völker beziehen lassen. Die phöniciische Astarte, die phrygische Cybele, die ephesische Artemis, selbst die germanische Hertha, sind vielleicht nur in unwesentlichen Nebenbestimmungen von der indischen

*Bhovani* verschieden. Den Grundbegriff der alles zeugenden unendlich thierischen Naturkraft in allen diesen ist wohl ungefähr derselbe. Vorzüglich in Babylon und in allen von dem babylonischen Reich abhängigen Staaten scheint die Verehrung dieser Göttin *Mylitta*, bei den Armeniern *Anaitis*, *Alilath* bei den alten Arabern, am meisten geherrscht zu haben; es ist nicht unwahrscheinlich, daß unter den *Yavanern* in den alten indischen Schriften, alle westlichen Völker, welche diesem Dienste ausschliessend anhiengen, gemeint seien, nicht ein bestimmtes Volk, sondern eine Religionssecte; wenigstens können die *Yavaner*, welche in *Monu's* Gesetzbuch nebst den *Pehlvan's* und andern verwilderten Geschlechtern vom Stamme der Krieger erwähnt werden, wohl nicht Alexanders Griechen sein; wenn auch später unter jener allgemeinen Benennung westlicher Völker, die Griechen mit verstanden wurden.

Daß diese Verehrung der Naturkraft obwohl mehr verschleiert und gemildert, nicht so durchgeführt und zusammenhängend, doch der innere Geist der Religion der Römer und Griechen

gewesen sei, wird niemand bezweifeln, der ihre Götterfabel nicht bloß antiquarisch betrachtet hat. Nur war bei den Römern der wilde Naturdienst durch eine strengere Sittlichkeit gezügelt; entweder weil sich mehr Einzelnes von dem ursprünglichen Bessern erhalten hatte, oder durch vortrefliche Gesetzgeber der ältesten Zeiten. Bei den Griechen ward wegen ihrer Zerstreung und Regsamkeit die Verfassung lose und frei, und der alte Aberglaube löste sich fast ganz in eine heitere Mythologie auf, in die aber auch einzelne Ideen aus einem noch andern und bessern System gekommen sein mögen, von denen wir gleich reden werden.

Die unendliche Fülle der Fantasie hat dieser orientalische Materialismus mit dem System der Emanation gemein; ja die wilde Begeisterung, welche nun an die Stelle der alten Betrübniß trat, ist die eigentliche Quelle aller Riesengeburt der Dichtung und Fabel. Auch in dieser Ansicht war die Vergötterung außerordentlicher Menschen begründet, da die bildende oder zerstörende Naturkraft in den Heroen so vorzüglich sichtbar ward, und gleichsam persönlich erschien.

Der sechsarmige Kriegsgott Karttikeno oder Skondoh, ist in der indischen Fabel der Sohn und stete Begleiter des Sivo. Vielleicht wurden aber nicht bloß Helden, sondern auch große Erfinder vergöttert. Daß die ersten Schritte in der Entdeckung der Naturgeheimnisse und Wissenschaft, dem Stolze des menschlichen Geistes nicht wenig geschmeichelt haben, läßt sich leicht denken, da sie selbst für den Geschichtsforscher fast an das Wunderbare grenzen. Mit den Gestirnen und andern Naturwesen, die ihr Gegenstand waren, ward also leicht Verstand und Wissenschaft zugleich vergöttert; und hierauf könnte man die so weitverbreitete Idee des Hermes oder Thaut beziehen, vielleicht auch wohl den ältern indischen Buddha. Ein anderer auch erfinderischer Gott, Ganeschoh, ist unzertrennlicher Gefährte des Sivo. Zum Schluß bemerke ich noch, daß die Denkmale zu Illaure auf der Insel Elephante und andre, das hohe Alter auch dieses Theils der indischen Lehre und Sage unwidersprechlich darthun und bestätigen; so wie auch der ursprüngliche Sinn der bildenden Kunst der Indier, Aegypter, und selbst der Griechen

nur aus dieser Denkart verstanden werden kann. Auch in den Veda's werden Menschenopfer für die Göttin Kali angeordnet; aber hier wäre vielleicht nothwendig den Text selbst zu haben und eine reife, vielseitige kritische Bearbeitung, ob das Alter des Ganzen sich einigermaßen bestimmen, und was spätere Zusätze sein mögen, mit einiger Sicherheit unterscheiden lassen wird.





---

## Viertes Kapitel.

### Die Lehre von zwei Principien.

Wir nähern uns einer schönern Gestalt, der alten Religion des Lichts. Das System des Dualismus, die orientalische Lehre von zwei Principien und dem ewigen Kampf des Guten und des Bösen, nimmt grade diese Stelle ein, denn überall, wo wir ihre Spuren antreffen, erscheint sie im strengen Gegensatz und Widerspruch gegen die bisher geschilderten Denkart, als Wiederherstellung des ursprünglichen erst später verloren gegangenen Lichtes göttlicher Wahrheit. Der Geist dieses Systems ist durchaus idealistisch; zwar der Begriff der selbstthätigen Ichheit ist allen indischen Systemen gemein, wie die Ableitung aller materiellen Kräfte aus geistigen Wesen um so mehr Statt findet, je höher wir in der Geschichte orientalischer Denkart hinauf steigen, so

daß in diesem Sinne meist alle orientalische Philosophie idealistisch genannt werden könnte. Die eigentliche Uebereinstimmung aber mit dem, was in der europäischen Philosophie Idealismus genannt wird, liegt darin, daß in dieser Ansicht Thätigkeit, Leben und Freiheit allein als das wahrhaft wirkliche anerkannt, todte Ruhe aber und unbewegliche Beharrlichkeit als nichtig und leer verworfen wird. Zwar erheben sich auch gegen dieses System, als solches, sehr bedeutende philosophische Schwierigkeiten; wird nehmlich das böse Princip gesetzt als ein solches, das ewig von dem guten und göttlichen getrennt bliebe, so wird noch ausserhalb der Gottheit eine andre ihr wo nicht gleiche, doch nicht mit ihr übereinstimmende, von ihr unabhängige Kraft und Welt gesetzt, und so alle Einheit zerrissen; wird aber, wie meist geschieht, angenommen, daß in der letzten Entwicklung das böse Princip überwunden und verändert, Ahriman mit dem Ormuzd wieder vereint und versöhnt werde, so wird im Grunde der Zwiespalt aufgelöst; alles verschmilzt pantheistisch in Ein Wesen, und der ewige Unterschied des Guten und Bösen verschwindet. Ungeachtet

dieser Mängel wird man der intellectuellen Religion der Perser, nächst der christlichen Lehre, so wie diese im alten Testamente vorbereitet, im neuen ausgeführt und vollendet ist, leicht den Vorzug der Erhabenheit und relativen Wahrheit vor allen andern orientalischen Denkartten, wenigstens in moralischer Rücksicht, zuerkennen.

Der Pantheismus hebt den Unterschied des Guten und Bösen unvermeidlich auf, so sehr er sich auch in Worten dagegen sträuben mag; das System der Emanation erdrückt den freien Muth, durch das Gefühl unendlicher verborgner Schuld und den Glauben, daß alles böse und auf Ewigkeiten hin unseelig sey; die Lehre von den zwei Principien und dem Kampf des Guten und Bösen hält das Mittel zwischen diesen beiden Extremen, und ist selbst ein mächtiger Antrieb zu gleichem Kampf, eine unverstügelte Quelle sittlichen Lebens. Welches auch der verborgene Ursprung dieser Lehre und dieses Systems sein mag, das sich vielleicht an die älteste Wahrheit anschließt, denn Zerdusht war nur Wiederhersteller derselben, und auch als solcher wohl schwerlich der erste; verchrungs-

würdig und wohl göttlich dürfen wir diesen Ursprung nennen; denn es kann das freie Leben der reinen und sittlichen Kraft nur durch die That ergriffen werden. Bloß erdichtet oder vernünftelt ist diese Lehre nicht, und der Kampf des Guten und Bösen ist ein Wort ohne Sinn ausser für denjenigen, der mit allen Kräften seines Wesens selbst gekämpft hat gegen das Böse, aus reiner Begeisterung für das Gute; obwohl also System in Rücksicht des einfachen Gliederbaus, ist doch diese Lehre nothwendig und ursprünglich mehr als das, ist That und Leben. Wer aber erst des eignen freien Wirkens sich bewußt ward, mag dann durch jenes auch das Leben der Natur verstehen.

In der Natur verehrt diese Religion nicht das Wilde, Zerstörende, nicht Wollust und Tod, sondern das Reinste und Wohlthätigste, Feuer und Licht; überhaupt das freie Leben und den innern Geist. Die sieben Amshaspands oder Geister der Elemente und Grundkräfte, stehen als eben so viel Könige der Natur um den Thron des Herrschers, des Herrlichsten und Ersten unter ihnen. Den Himmel erfüllen die heiligen Feuerer

oder die göttlichen Urbilder und Ideen aller geschaffnen Dinge. Das Gestirn des Tages, der Freund (Mithras) der Menschen, ist Mittler zwischen ihnen und der Gottheit; die blutigen Opfer verschwinden, und die Weihung und Genießung des reinen Homs und Miezd durch den Priester am Altare, bedeutet die innige Gemeinschaft mit Gott durch die edelste Frucht und Kraft der blühenden Gewächse.

Aber nicht bloß die Elemente sind ein wesentlicher Gegenstand der Verehrung in dieser Religion, sondern auch die Helden. Sie sind nicht mehr bloß Zerstörer und Ueberwinder, nicht bloß gewaltige, und als solche göttlich verehrte Naturkräfte; sondern himmlische Bezwinger der Riesen, der dunkeln Mächte und höllischen Geister. Der Kampf zwischen Iran und Turan ist auf Erden dasselbe wie das Ringen der guten und bösen Grundkraft im Himmel. Feridun und Rustan, die vielbesungnen Helden, fesseln die wilde Kraft des Zohak und Afrasiab; von allen aber strahlt Dschemschid, das Urbild vollkommner Könige aus dem Dunkel des Alterthums hervor. Ein vollkommen glückliches Reich, wo alles Licht

endlich in siegreicher Freude beseeligend herrscht, ist eine nothwendige Idee dieser Lehre, so wie die Idee von einem ursprünglich vollkommenen Zustande, wo Meschia und Meschianes im Garten der Unschuld wandelten; der Zustand, welchen die Religion des Zerdufht nur wiederherstellen wollte.

Ein großer und zwar der schönste und lieblichste Theil der indischen Mythologie gehört dieser Denkart an. So ist der erhaltende, wohlthätige, alles durchdringende Vishnu zu deuten, mit seiner ganzen Umgebung. Sein weibliches Ebenbild gleicht nicht mehr der wilden Gefährtin des Sivo, der furchtbaren Kali; es ist die Lilie des Himmels (Podma), die selige und beseeligende Göttinn Lokshmi oder Sri, die schöne Tochter des milden Meergottes Voruno. Kamoh, der Gott der Liebe, findet sich meist in seiner Nähe und der Sonnengott Indroh, der Freund der Menschen, sammt allen seligen und wohlthätigen Geistern, Feen und himmlischen Nymphen. Als König und als Weiser, als wunderthätiger Held erscheint Vishnu oftmals auf Erden, und durchdringt alle Welten, immer aber nur in der Absicht, das Laster zu bändigen, die Riesen und

feindlichen Mächte zu vertilgen, alle gute Menschen und Geister sammt ihrem Führer, dem gutgesinnten Indroh, zu beschützen.

So sehr die Idee auch durch willkürliche Dichtung und Märchen entstellt ist, da der Gott wie ein andrer Proteus ausser den menschlichen Gestalten eines Weisen oder Helden, auch die einer Schildkröte, eines Ebers, eines Mannlöwen, eines Fisches annimmt, so bleibt doch immer die hohe Idee der Menschwerdung ein Beweis für den Tiefsinn der Indier, und für die Stufe ihrer Erkenntniß. Denn in allen Gestalten bleibt es doch immer die gleiche schöne Absicht, das Gutgesinnte hülfreich zu erretten, das Schädliche und Böse zu besiegen und vernichten. Zwar findet man auch wohl in andern Mythologien, wenn sie schon moralischer gebildet sind, Darstellungen von Helden, die sich dem Begriff göttlicher Tugend nähern; Helden, die einem hohen Gesetz und Beruf folgend nur gegen das Böse kämpfen, allem Guten aber befreundet sind. In keinem Helden oder Herkules der Dichtersagen aber wird man den Gedanken der Menschgewordenen Gottheit so ausdrücklich ausgesprochen

sehen, als in dem indischen Ramo; dem milden Sieger, dessen freiwillige Verbannung in die Einsamkeit und bald unglückliche bald glückliche Liebe zur Sita so dichterisch schön und rührend besungen wird.

Auf eine noch höhere Stufe tritt diese Ansicht, wenn wir die hohe Sittlichkeit in dem Leben und Lehren der indischen Einsiedler und Muni's betrachten, besonders wie sie in den Puranas dargestellt sind. Die Härte jener alten Büßer und Rishis, die durch selbstgewählte Qualen eine höhere Stufe der Seeligkeit und übernatürliche Kräfte erzwingen und ertrogen wollten, tritt mehr in den Hintergrund zurück, und es zeigt sich hie und da die sanfteste Ergebung in Gott, eine Gesinnung voll Demuth und Milde, reine himmlische Liebe.

Wenn die Verehrung des Vishnu in den Veda's eine große Stelle einnimmt, so fragt sich's vor allen Dingen, ob der Begriff und die Ansicht desselben auch ganz dieselbe sei wie in den Puranas. In dem Gesetzbuch des Monu ist dies wenigstens durchaus nicht der Fall. Doch davon genug; denn was wir bis jetzt



haben, ist wohl hinreichend die verschiedenen Theile des indischen Systems, die verschiedenen Entwicklungsstufen und Schichten der indischen Mythologie im Allgemeinen zu unterscheiden und nach dem Gange des Ganzen zu ordnen, aber nicht um die Zeit für jedes genau zu bestimmen, und eine vollständige Geschichte zu entwerfen.

Obwohl aus der Lehre von den zwei Principien und der damit verbundenen Verehrung des reinen Naturgeistes, vieles und zwar grade das schönste, nicht nur in der persischen und indischen Fabel hervorgegangen ist, sondern auch sogar manches in der römischen, griechischen, und nordischen erst in dem Kreis und Zusammenhang dieser Begriffe seine wahre und volle Bedeutung erhält, so ist doch dieselbe Denkart nicht bloß poetisch, sondern auch ursprünglich einer philosophischen Ansicht und Darstellung empfänglich. Selbst in den Sinnbildern der Perser nehmen wir ein bestimmtes Zahlenverhältniß der sinnbildlichen Figuren wahr, einen construirenden Gliederbau, wovon der Keim schon in der ersten Dualität der ringenden oder wechselwirkenden Grundkräfte lag. Daß ein philosophisches Sy-

stem des Inhalts und Geistes in Indien bekannt gewesen sei, hat die höchste Wahrscheinlichkeit. Ob die Nyayo \*) Philosophie, nebst der Nimanso die älteste, solche Grundsätze des Dualismus enthalte; ob die beiden Systeme des Madhwo und Kamanujo, in welche die Anhänger des Wischnu sich theilen, und welche beide in den Vedantoschriften bestritten werden, dahin gehören, wird die Zukunft lehren, und auch die Frage entscheiden, ob Zerbusht indische Lehren und Vorstellungsarten benutzt hat, oder ob vielleicht der umgekehrte Fall Statt findet. Da so vieles von Indien ausgegangen ist, könnte nicht auch einiges wieder dahin zurückgeflossen sein? Wenigstens muß man sich solche Mög-

---

\*) Nyayo wird in den geschriebenen Exemplaren des Amara-cosha durch certamen, Kampf, erklärt; wenn der Name jener Philosophie nicht anders von nyote, er ordnet, constituit, abgeleitet ist, wovon Niti die Sittenlehre. Auch könnte Nyayo nach der ersten Bedeutung ebenfalls auf Dialektik gedeutet werden, da unsre Nachrichten von der indischen Philosophie noch so unbestimmt sind, daß einige die Nyayo für einen Theil der Philosophie, die Logik, erklären, andre sie als ein bestimmtes System und besondre Secte schildern.

lichkeiten immer gegenwärtig erhalten, um nicht das, was am häufigsten geschah, für ein durchaus allgemeines Gesetz zu halten, und so einzelne Besonderheiten zu verkennen.

Ist aber in irgend einer Gattung Indischer Schriften etwas Fremdes eingeflossen, so sind es wohl am ersten die Puranas, in denen die Religion und Fabel des Vishnu die herrschenden sind; freilich zum Theil schon nach der philosophischen Umdeutung eines spätern Systems. Wenn man in den Puranas aber nicht bloß solche Umstände und Personen der heiligen Schrift antrifft, die sich unter mehren Völkern verbreitet haben, wie die Geschichte des Noah, sondern auch solche, die ihr ganz eigenthümlich und speciell scheinen, wie die vom Hiob, so darf man daraus nicht gleich den Schluß machen, daß die indischen Weisen und Dichter dieses unmittelbar aus den Urkunden des alten Testaments geschöpft haben; denn es dürfte den Hebräern und den Persern, und wiederum den Persern und Indiern mehres gemeinschaftlich sein, als man gewöhnlich voraussetzt.

So günstig nun auch diese Denkart im Vergleich mit den andern erscheint, so hat sich doch auch hier, wie überall, wo nicht eine höhere Fügung das Licht des Geistes in seiner Reinheit erhält, unstreitig Irrthum und Aberglauben schon frühzeitig an der Wahrheit angeschlossen, und ein falscher Schritt war in jenen alten Zeiten, die alles mit solcher Kraft und Einseitigkeit durchführten, oft genug, um von der schönsten Idee zu Einrichtungen und Gebräuchen zu kommen, die wir kaum ohne Abscheu betrachten mögen. Aus dem nicht nur dichterisch schönen, sondern viel tiefsinnige Wahrheit enthaltenden Gedanken von der Schönheit, Reinheit und Heiligkeit der obersten Grundwesen oder Elemente, entstand eine ängstlich furchtsame Besorgniß, diese heiligen Lebensquellen und Naturgeister ja nicht durch Berührung mit dem Todten und Leichenhaften zu beslecken und zu vergiften. Daher ist es in der persischen Religion fast das größte aller Verbrechen einen Leichnam in die Erde zu versenken, oder gar durch die noch heiligere Flamme verzehren zu lassen; und so entstand der schreckliche Gebrauch der alten Magier, die

Leichen durch wilde Thiere zerreißen zu lassen, der sich in Thibet, obwohl die Religion dort seitdem änderte, erhalten, ja bis in den nördlichen Winkel Kamtschatka's verbreitet hat; wie Gebräuche oft noch lange bestehen, nachdem die Verfassung oder das System, aus denen sie zuerst hervorgingen, nicht mehr vorhanden sind. Ueberhaupt ist diese Denkart nicht überall als Philosophie, am wenigsten als streng abgeschlossenes System aufgetreten, und so konnte von mehr als einer Seite vieles aus dem alten astrologischen Aberglauben in diesen reinern Naturdienst der Elemente einfließen, oder bald der Rückweg dahin gefunden werden.

Das göttliche Licht, dessen sich immer mehr verbreitenden Sieg diese Lehre vor allen feiert, ward eben dadurch als ein allmählig erst neuer entstandnes Wesen dargestellt, die Morgenröthe einer neuern bessern Zeit, der ein ganz andrer Zustand alter Finsterniß vorangieng, und so kam man wieder auf den materiellen Begriff eines ursprünglichen Dunkels und Chaos, der Nacht als einer Mutter der Dinge.

Ich erinnere dieß nur darum, damit man nicht glaube, daß eine Mythologie, die wie die griechische vom Chaos ausgeht, oder von der Nacht als Mutter der Dinge, darum rein materialistisch sein müsse, und gar keinen Theil an der hellern und heitern Ansicht dieser Denkart gehabt habe, deren Einfluß auch im Gebiet der Fantasie so weit verbreitet ist.

Noch auf eine andre Art ist die ursprünglich so schöne Religion des Lichts sehr gemißbraucht worden. Nebst dem astrologischen Aberglauben hat im Alterthum nichts so viel Einfluß auf Entstehung und Ausbildung der geheimen Gesellschaften und Mysterien gehabt, als grade diese Lehre. Die höhere Erleuchtung sollte zwar Demuth und Liebe von selbst mit sich führen; wir sehen aber, daß sie oft auch dann, wenn sie wenigstens aus der wahren Quelle abgeleitet ist, dennoch mehr den Stolz der Erleuchteten als jene Gesinnungen in Bewegung setzt, und daß die, welche im Besiz höherer Einsicht und geheimer Weisheit zu sein glauben, mit verschmähender Absonderung und geheimnißvollem Eigennuz, gern im Verborgenen, sich selbst an die Stelle der Vorsehung setzend,

alles lenken, und in Allem ihre Hand haben möchten, jeden Nicht = Erleuchteten, aber nur als Stoff und blindes Werkzeug ihrer Absichten zu betrachten und zu behandeln sich berechtigt halten.

Dies mag im frühen Alterthum so gut geschehen sein wie in neuern Zeiten, öfter und mehr als man gewöhnlich voraussetzt.



## Fünftes Kapitel.

## Vom Pantheismus.

Von den orientalischen Denkarten und Systemen, welche wegen ihres weitverbreiteten Einflusses die meiste historische Wichtigkeit haben, ist nur noch eines zurück: der Pantheismus. In der Lehre der Buddhisten, welche etwa tausend Jahr nach ihrem Ursprung, um die Zeit Christi, in Tibet und China eingeführt ward, in Siam und der ganzen östlichen Halbinsel wie auf Ceylan herrscht, und sich auch unter den tatarischen Völkern weit verbreitet hat, ist der Geist desselben sichtbar. Wenigstens dem Fo der Chinesen wird als seine eigentliche, wesentlichste und esoterische Lehre, das deutlichste und entschiedenste Bekenntniß zugeschrieben, daß Alles Nichts sey,



wohin die Lehre, daß Alles Eins sey, so natürlich führt; denn, wenn vor dem bloß abstracten und negativen Begriff des Unendlichen alles andre erst vernichtet und verschwunden ist, so entzieht er zuletzt selbst, und löst sich in Nichts auf, weil er ursprünglich leer und ohne Inhalt war.

Es darf auch nicht befremden, daß wir diese Philosophie unter allen orientalischen als die jüngste betrachten. Die historischen Beweise dafür werden unten angeführt werden; hier bemerken wir nur, daß das lebendige tiefe Gefühl des Unendlichen und seiner Fülle der Allmacht, schon sehr geschwächt und verdunstet sein muß, ehe es sich in diesen vom Nichts schwer zu unterscheidenden Schatten und Scheinbegriff des Einen und Allen auflösen kann. Alle andre orientalische Lehrbegriffe gründen und berufen sich noch auf göttliche Wunder und Offenbarung, so entsteht auch alles durch Fabel und Irrthum sein mag. Der Pantheismus ist das System der reinen Vernunft, und insofern macht er schon den Uebergang von der orientalischen Philosophie zur europäischen. Er schmeichelt dem Eigendünkel des

Menschen eben so sehr als seiner Trägheit. Ist einmal diese große Entdeckung gemacht, diese alles umfassende, alles vernichtende, und doch so leichte Wissenschaft und Vernunft-Weisheit, daß Alles Eins sei, gefunden, so bedarf es weiter keines Suchens und Forschens; alles was andre auf andren Wegen wissen oder glauben, ist nur Irrthum, Täuschung und Verstandesschwäche, so wie alle Veränderung und alles Leben ein leerer Schein.

Freilich wenn noch Kraft und Tiefe des Gefühls vorhanden ist, und die Lehre in vollem Ernst wirklich ausgeführt wird, so nimmt sie einen ganz andern furchtbaren Charakter an; es entstehen dann jene in Indien nicht seltene, den kältern Beobachtern so schwer zu begreifende freiwillige, den Geist zerstörende Martern der Yoghuis und Sonnyasis, welche die Selbstvernichtung als höchstes Gut sich zum Ziele setzen. Bei kältern oder geschwächtern Naturen aber führt im Gegentheil die Ueberzeugung, daß alles Böse nur leere Täuschung, und alles weil es Eins, auch gleich vollkommen sei, einen fal-

ſchen Schein von Heiterkeit und innerer Zufriedenheit mit ſich.

Vielleicht aber hat nur in China, wo der Pantheismus lange vor der Zeit erſtanden war, da die Religion des Buddha eingeführt ward, dieſe einiges von demſelben angenommen. In andern Ländern finden wir in dieſer überhaupt ſehr gemiſchten Lehre vieles beſonders aus dem Dienſt des Sivo; dahin deutete man das oftmals noch gräßlicher verzerrte Bild der furchtbaren und zerſtörenden Gottheit bei den buddhiſtiſchen Tataren. In Thibet fand Turner Feſte der Kali, die Verehrung des Karttikeho und des Ganesho; die ganze Umgebung des Sivo.

Ein älteres und ganz reines System des Pantheismus iſt in der merkwürdigen Zahlenphilosophie der Chineſen enthalten, ſo wie dieſelbe in dem alten Y—king, dem Buche von der Einheit, vorgetragen wird. Es iſt dieſes eine der merkwürdigſten Urkunden des orientaliſchen Alterthums. Wenn gleich als erſter Erfinder der fabelhafte Fo—hi genannt wird, ſo ſpricht doch der Umſtand, daß Kon—fu—tſe (A. 550 vor Chriſtus) der jüngſte unter den claſſiſchen Erklärern

war, zu dessen Zeit man schon lang über den wahren Sinn des Buchs gestritten hatte, für ein verhältnißmäßig sehr hohes Alterthum. Verändert und verfälscht kann es um so weniger sein, da es nicht in den gewöhnlichen Charakteren, sondern in sehr einfachen Symbolen abgefaßt ist. Das große Eins, wovon dies hieroglyphische Buch handelt, wird auch Tao, Vernunft, genannt, welches Tao das Eins, wie dieses die Zwei, und diese die Drei erzeugte, durch das alle Dinge hervorgebracht sind; oder Tai—ki, der große Gipfel, dasjenige, von dem alles ausgeht, und wo alles Unterscheiden und Bestimmen aufhört. Dieses große Eins wird in zwei entgegengesetzte Grundwesen zertheilt, aus deren mannichfachen Verbindungen und Zusammensetzungen alles besteht, nach einem festen Mechanismus und blinder Nothwendigkeit, die jenem Tao beigelegt wird. Das Yang und Yin; das Vollkommne, Männliche, Thätige, und das Unvollkommne, Weibliche, Leidende, wird durch eine ganze, nicht gebrochne, und eine gebrochne Linie ausgedrückt; daraus entstehen zunächst vier andre Zusammensetzungen, Bilder, wie sie genannt werden; das

große und kleine Yang; das große und kleine Yin, je nachdem zwei gebrochne, oder zwei nicht gebrochne Linien über einander gesetzt werden, oder in den beiden andern Fällen die gebrochne Linie über oder unter der nicht gebrochenen steht. Die acht Koua oder Symbole in der dreifachen Zusammensetzung des Yang und Yin bedeuten eben so viele Grundkräfte. In der sechsfachen Zusammensetzung aus Verdopplung jener dreifachen, können schon moralische Begriffe ausgedrückt werden. Es löst sich alles in ein Zahlenspiel auf, oder philosophisch ausgesprochen, ist alle scheinbare Individualität nur eine Verschiedenheit des Grades und der Zusammensetzung. Unter den Zahlen ist noch bei Kon — fu — tse nicht die Vier oder die Sechs, wie in andern Zahlensystemen, sondern die Fünf als vollkommene Mittelzahl die erste, und die fünf ungleichen der ersten Zahlen bis Zehn sind nach ihm die himmlischen, die gleichen dagegen die irdischen.

Wenn der Pantheismus nicht bloß Denkart und Gesinnung ist, wie bei den indischen Voghuit und Sonnyasîs nach der Darstellung des Bhogvotgita, sondern mehr oder minder als wissen-

schafeliches System auftritt, so ist es nie etwas anders als ein solches nach einem bloßen Mechanismus der Vernunft fortschreitendes Combinationsspiel aus Einem Positiven und Negativen, welches eine solche Zahlensymbolik wie diese im Grunde besser darstellt, als Worte es können. Da dieß nun schon in dieser ältesten Form des Pantheismus Statt findet, so wird es sehr wahrscheinlich, daß derselbe aus dem Dualismus entstanden sei, durch spätere Umdeutung und Ausartung desselben. Sobald die Lehre von den zwei Principien nicht mehr Religion, sondern System war, konnte der Gedanke die beiden Grundkräfte in ein Höheres zu vereinigen und aufzulösen kaum ausbleiben.

Der ursprüngliche Sinn des Yang nach de Guignes ist Licht und Bewegung; des Yin Finsterniß und Ruhe. Sehr vieles in der Chinesischen Lehre und Tradition vor Kon — fu — tse hat eine unverkennbare Uebereinstimmung mit den persischen Begriffen, wie man sie auch in einigem mit der mosaischen Urkunde bemerkt hat. Die Entfernung der Länder ist nicht so groß als es anfangs scheint; die alte Cultur China's hatte ihren Hauptsitz in der Nordwestlichen Provinz Shen — si und in

Bactrien herrschte die persische Lehre; der Philosoph Laotium war weit gegen Westen gereist.

Hat es mit der indischen Sankhya oder Zahlenphilosophie des Kapila vielleicht die gleiche Verwandniß? Ist, so wie späterhin die Lehre des Go aus Indien nach China kam, dasselbe auch schon früher mit andern Systemen geschehen? — In den Scholien zu Monu's Gesezbuch werden Mohot und Dyoetto, das Mächtige, und der Unbestimmbare, Untheilbare oder Unbegreifliche als die beiden Principien der Philosophie des Kapila angegeben. Vielleicht war aber diese scheinbare Dualität eben so gemeint wie im Y—king; daß der Geist der Sankhya Lehren durchaus pantheistisch sei, läßt sich wenigstens nach dem Bhogotgita nicht bezweifeln, man müßte denn annehmen, der Verfasser habe sie durchaus mißverstanden, oder nach seiner eignen Denkart gewaltsam umgedeutet. Im Bhogotgita, wie vermuthlich in allen dem Wyaso zugeschriebenen Werken, herrscht die Vedanto-Lehre, deren Urheber er war; daher kennen wir diese unter allen indischen Philosophien am besten.

Daß sie nichts anders sei, als reiner vollkommener Pantheismus, kann sich jeder leicht selbst aus der Uebersetzung überzeugen; in der philosophischen Bestimmtheit der Urschrift sind viele Stellen noch stärker. Freilich aber war es, wie schon der Name Vedanto anzeigt, nur Umdeutung des alten durch die Weda's geheiligten indischen Systems.

Die alte Sage also wird wie die alte Verfassung durchaus stehen gelassen, nur aber der neue Sinn so viel als möglich eingeschoben, und alles auf jenes große Eins bezogen; — das Höchste, Brohmo, auch Ghuinyon, oder Objekt des Wissens, — das hier ausdrücklich als Indifferenz, zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Got und Dset definiert wird: (Kap. 13.) doch fehlt es auch nicht an Stellen, die ziemlich deutlich gegen die Weda's selbst angehen. Aus dem ungemessenen Lobe, was der Verfasser überall der Sankhyo-Philosophie ertheilt, scheint doch eine wirkliche Uebereinstimmung der Denkart hervorzugehen.

Von einigen Schriftstellern wird indessen angegeben: Sankhyo sey die Physik, wie Mis



manso die Moral, und Nyayo die Dialektik, da hingegen andre sie als eben so viele Philosophien und Systeme erwähnen; in welchem Falle die Nyayo als eine der ältesten, die nebst der Mimanso allein in Menu's Gesetzbuch erwähnt und mit ihr unter die Upanaga's gerechnet wird, eine besondere Aufmerksamkeit verdienen würde. Der moralische Geist der Mimanso, und die spekulative Beschaffenheit der Sankhyo stimmen überein mit der Stelle, die wir ihnen in der Ordnung der Systeme angewiesen haben: Es wird darüber bald eine bestimmtere Entscheidung möglich sein, je mehr indische Urschriften wir kennen lernen. Für jetzt ist es schon viel, daß wir die älteste indische Ansicht, die der ganzen Verfassung zum Grunde liegt, aus Menu's Gesetzbuch ziemlich vollständig, und die Vedanto-Lehre, die als die jüngste das ganze System der indischen Literatur beschließt, aus dem Bhogvotgita für den wesentlichen Charakter hinreichend kennen.

Man kann sich überhaupt das Ganze der indischen Literatur zur leichtern Uebersicht vorläufig in vier Epochen eintheilen; die älteste Epoche umfaßt die Weda's und was sich zunächst

an diese anschließt, wie Monu's Gesetzbuch. Daß die Veda's, wenn gleich durch einzelne Zusätze verfälscht, doch nicht ganz neu umgeschmolzen sein können, wird nicht wenig dadurch bestätigt, daß schon vor so geraumer Zeit Wörterbücher zum Verständniß derselben nöthig waren. Den in Prosa abgefaßten Rig und Yajurved wird verschiedentlich ein kosmogonischer, magischer und liturgischer Inhalt zugeschrieben; der des Samaved in Versen ist moralisch, vermuthlich aber mit manchen mythischen und historischen Einmischungen, so wie in dem Manovondhormoshastron. —

Eine andre große Epoche bilden alle diejenigen Werke, welche dem Vyaso zugeschrieben werden; die achtzehn Puranas, der Mahabharat, und die Vedanto Philosophie. Obgleich der Werke mehr sind, als von einem Menschen irgend möglicher Weise herrühren können, so wird doch wahrscheinlich in allen die gleiche Lehre und Ansicht angetroffen werden, und soll auch keine Verschiedenheit des Styls bemerklich sein, da doch die in Monu's Gesetzbuch schon so auffallend groß ist.

Wenn gleich die Weda's als das älteste, geheimnißvollste, begreiflicher Weise die Wißbegierde am meisten auf sich ziehen werden, so dürfte doch das zwischen diesen und den Puranas in der Mitte liegt, vielleicht nicht minder lehrreich und wichtig sein. Dahin gehören fast alle philosophischen Systeme, die älter sein müssen als die Wedanto, weil diese sich theils an sie anschließt, wie an die Sankhyo, theils aber sie bestreitet und widerlegt. Ferner der Ramayon, und vielleicht der ersten Entstehung nach noch manche andre in den Puranas verarbeitete Dichtung. Das hohe Alterthum des Mohabharot und Ramayon, wo nicht der jetzigen Gestalt, so doch dem Kern der Dichtung nach, wird durch die Denkmale zu Moure und andre unwidersprechlich bewiesen.

Dies würden wir die zweite Epoche nennen; die Puranas und alles andre von Wyaso machte die dritte; Kalidas und andre Dichter endlich, welche die alten Sagen, die bis dahin ein allzu ausschließendes Eigenthum der Priester waren, in Schauspielen und andern poetischen Gestalten, auch allgemeiner für alle darstellen, die vierte

und jüngste Epoche der alten indischen Literatur. Die vorzüglichsten dieser Dichter blühten im Zeitalter des Vikramadityo, ungefähr gleichzeitig mit dem Kaiser Augustus.

Die wichtigsten Epochen aber der indischen und überhaupt der orientalischen Philosophie und Religion, sind folgende: erstens, das System der Emanation, das endlich in astrologischen Aberglauben und schwärmerischen Materialismus entartete; die Lehre von den zwei Principien, deren System des Dualismus, später zum Pantheismus umgewandelt ward.

Dieser ist der menschliche Geist in der orientalischen Philosophie nicht herabgesunken, als bis zum Pantheismus, welcher der Moral eben so verderblich als der Materialismus, und zugleich auch für die Fantasie zerstörend ist. Zwar wird es besonders in Indien, wo unter einer anscheinenden Gleichförmigkeit eine sehr große Mannichfaltigkeit der Geistes Entwicklung Statt gefunden hat, auch an einzelnen Beispielen der gemeinern skeptischen, oder selbst ganz empirischen Denkart vielleicht nicht gefehlt haben; ob dieselbe aber zu einem eigentlichen System in wissenschaftlicher

Form entwickelt ward, dafür ist noch keine Anzeige vorhanden.

Wir haben für jetzt die Aufmerksamkeit nur auf das Wichtigste lenken wollen, was Epoche macht, und den Gang des Ganzen vorzüglich erklärt; vieles, was das gegenseitige Verhältniß, den Zusammenhang der verschiedenen Systeme noch deutlicher hätte darstellen können, die allmäligen Uebergänge aus einer in das andre, oder die ganze Ausführung und Entwicklung jedes Einzelnen bis auf die Nebenbestimmungen, ist absichtlich weggelassen worden, um den Blick durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände nicht aufzusehr zu zerstreuen.



## Drittes Buch.

Historische Ideen.





---

 Erstes Kapitel.

## Vom Ursprunge der Poesie.

Die alten Sprachen, deren Stammbaum wir von der Wurzel bis zu den Hauptästen im ersten Buche zu verfolgen suchten, sind eine Urkunde der Menschengeschichte, lehrreicher und zuverlässiger, als alle Denkmale in Stein, deren halbverfallne Riesengröße die späte Nachwelt, zu Persepolis, Thoure, oder an dem aegyptischen Thebä mit Erstaunen betrachtet. Die Geschichte der Religion aber, der herrschenden Ideen, darf in der ältesten Zeit eben so wenig und noch weniger als in der neuen, von der Geschichte der Begebenheiten der Völker getrennt werden. Darum haben wir eine Darstellung der successiven Entwicklung des orientalischen Geistes nach den vier merkwürdigsten Systemen, oder vielmehr nach

den wichtigsten Epochen orientalischer Denkart im zweiten Buche vorangehen lassen; das gegenwärtige dritte und letzte aber bestimmen wir der Andeutung wenigstens einiger historischen Folgerungen und Betrachtungen, die sich am unmittelbarsten aus jenen beiden festen Grundlagen ergeben, worauf sich künftig endlich einmal ein dauerhaftes und vollständigeres Gebäude älter Geschichte wird auführen lassen, als wir bisher hatten.

Statt uns in einzelnen Vergleichen der verschiedenen Mythologien mit der indischen zu verlieren, suchten wir vielmehr einen allgemeinen Umriss der ältesten orientalischen Denkart nach den sichersten Urkunden zu entwerfen. Dieser Begriff des Ganzen kann allein das verworrene Dunkel erhellen, und dürfte, wenn man die Nachweisung der geschichtlichen Genealogie der Sprachen hinzunimmt, den Lauffaden geben, um aus dem alten Labyrinth den Rückweg an das Licht zu finden. Die unendliche Mannichfaltigkeit individueller Entwicklungen der Mythologie sehen wir auch hier bei Seite; aber so wenig die ganze Fülle der Fantasie sich auf Begriffe

zurückführen läßt, so wird man doch nicht läugnen können, daß es bei aller Verschiedenheit unter sehr entfernten Mythologien gewisse allgemeine Uebereinstimmungen gebe, und daß bei aller Willkühr spielender Dichtung, doch nicht alles bedeutungslos ist, vieles auf einen und denselben Sinn zurückweist; nicht bloß auf die Weise, welche man gewöhnlich Allegorie nennt, sondern vorzüglich in dem Geist, in der vorherrschenden Denkart und Richtung des Gefühls. Von diesem Gemeinschaftlichen, von dieser allem Polytheismus zum Grunde liegenden Denkart, wird sich zum Theil schon jetzt der Ursprung erklären, und wenigstens die Stelle nachweisen lassen, wo Mythologie entstanden ist, und wie ihre weitere Entwicklung dem Gange des menschlichen Geistes überhaupt folgte.

Die Lehre von der Emanation, d. h. von der unendlichen fortgehenden Entwicklung und Entfaltung Gottes und der allgemeinen Beseelung, enthielt den ersten Keim des Polytheismus; in der materiellen Anbetung der Natur und dem astrologischen Aberglauben erzeugte sich die ganze Fülle der alten Fabel; gemildert, verschönert,

auch bereichert ward die Mythologie durch die Lehre von den zwei Principien, die Religion des Lichts, und der frommen Gottbegeisterten Helden; sobald aber, wo es auch sein mag, pantheistische Denkart herrschend ward, konnte die Mythologie nur noch als Allegorie, als esoterische Hülle oder Spiel der Dichtung stehen bleiben. So wie die griechische Mythologie der schönen Entwicklung nach vielleicht die reichste, so dürfte die indische dem innern Wesen nach die umfassendste sein, weil sie durch alle jene Denkart vollständig durchgeführt ist. Kaum dürfte sich ein Begriff finden, der in einer der verschiedenen intellectuellen Religionen irgend wesentlich und dem indischen System unbekannt geblieben wäre, oder eine Fabel, die in einer der bloß dichterischen Mythologien eine ausgezeichnete Stelle annähme, für die sich nicht in eben demselben etwas ganz entsprechendes, und merkwürdig ähnliches aufzeigen ließe.

Welche Stelle die aegyptische und syrische Mythologie in dem Cyclus des Ganzen einnehme, ist schon im vorigen Buch angedeutet; man betrachte nach derselben Ansicht auch die europäischen

Sagen und Dichtungen der celtischen, römischen, griechischen, germanischen und slavischen Mythologien, und wenn auch im Einzelnen viel Dunkelheit bleibt, wird doch der Geist und der Gang des Ganzen deutlicher werden. Wir haben die Ordnung der genannten Mythologien so gestellt, wie sie der Stufenfolge der verschiedenen Denkarten entsprechen mögen. In der celtischen werden noch die bestimmtesten Spuren des ältesten Systems der Seelenwanderung gefunden; es dürfte deren aber auch in der altrömischen Religion mehr gewesen sein als bei den Griechen; in der slavischen Mythologie ist die Lehre von den zwei Principien herrschend, und auch der deutschen war diese und die Verehrung der Elemente, so wie sie damit verbunden zu sein pflegt, wohl nicht unbekannt. Die griechische steht auch hier als die vollkommenste in der Mitte, und dürfte unter allen am wenigsten an einen bestimmten philosophischen Sinn gebunden, am meisten reine Dichtung sein.

Ueber die Entstehung und das eigentliche Wesen der Poesie verbreitet sich von hier aus ein unerwartetes Licht. Zwar es hat dieselbe

einen zwiefachen Ursprung; der eine ist durchaus natürlich, indem das Gefühl bei wilden, wie noch bei gebildeten Menschen, sich überall in Gesang aushaucht. Aber es giebt noch einen andern mythischen Bestandtheil der alten Poesie, der nicht so einfach zu erklären ist; hier kann man nicht sagen wie bey jener bloßen Naturpoesie des Gefühls: daß dieß eben so überall von selbst und immer wieder von neuem entstanden sei, und noch entstehe; es ist ein tiefer Zusammenhang in diesem alten Gewebe der Fantasie.

Aus dem immer noch durch den Gedanken des Unendlichen und Göttlichen befruchteten Naturdienst und Aberglauben, ging zuerst die Fülle der ursprünglich wilden und riesenhaften Dichtung hervor; als das schöne Licht einer sanftern und edlern Begeisterung hinzukam, ward die rauhe Fabel durch eben diese Milde rung zur Poesie. Grade dies ist auch der Charakter der griechischen Dichter, nemlich derjenigen, die es ganz sind, in denen die Fülle und Kraft der alten Fabel noch lebendig wirkt, und die Mythologie noch nicht zu einem bloßen Bilderspiel der Dichtersprache verdunstet ist.

Sehen wir nicht bloß auf die Form wie die Buchstabengelehrten und gewöhnlichen Kunstkenner, sondern auf den Geist, auf das innere Leben; so sind es alle nur Dichter einer Art, mythische oder heroische Dichter; alle jene unwesentliche Verschiedenheiten der äussern Form verschwinden, und es ist im Homer wie im Aeschylos, im Pindar wie im Sophokles, immer nur jene Verbindung und Verschmelzung des ursprünglich Wilden und Riesenhaften mit dem Sanften, was den eigenthümlichen Reiz ihrer Darstellungen ausmacht; nur in verschiedenem Verhältniß, in verschiedenen Stufen Abweichungen, oder Eigenheiten der Härte und der Anmuth.

Dieß, und nur dieß allein ist eigentlich Poesie; und alles was in spätern Zeiten, wo die Kunst so manches an den ursprünglichen Kern angebildet hat, so genannt wird, ist es nur, weil es einen ähnlichen Geist athmet wie jene alte Heldenfabel, oder weil es sich noch auf sie bezieht; Anwendung, Entfaltung, oder Nachbildung derselben ist. Wäre es nicht zu kühn, nach so wenigen Bruchstücken schon eine Vermu-

thung zu wagen, so würde ich dafür halten, daß die indische Poesie diesem ihrem eigentlichen Wesen nach, von der ältern griechischen so sehr verschieden nicht sei; nur daß sie dasselbe, wenn ich so sagen darf, nach einem noch größern Maaßstabe darbietet, indem theils die ursprünglich zum Grunde liegende Fabel ungeheurer und wilder, theils aber auch die spätere Milde noch geistig sanfter und lieblicher, noch sinnlich und sittlich schöner ist als selbst in der Anmuth des Pindar und Sophokles.

Der Charakter und der Ursprung auch der bildenden Kunst bei den Indiern, Aegyptern und ältern Griechen ist im Ganzen völlig derselbe wie der der heroischen Poesie; und eben jene Verbindung des riesenhaft Kühnen und des Sanften, worin das Wesen der alten Poesie besteht, ist auch die eigentliche Bedeutung der plastischen Schönheit der Griechen, wenigstens so lange als noch Spuren vom großen Styl vorhanden, die alte Erinnerung noch nicht verloren, und der Sinn der Kunst noch nicht verloren war.





## Zweites Kapitel.

Von den ältesten Wanderungen der  
Völker.

Poesie, die in jenem Alterthum mit Religion innig verbunden und fast eins mit ihr war; gewisse uns auf den ersten Anblick vielleicht ganz fremde und unerklärliche Ideen, die aber aus der innersten Tiefe der damaligen Denkart hervorgingen, haben unstreitig einen sehr bedeutenden Einfluß auf die ältesten Begebenheiten und Wanderungen der Völker gehabt, wenn gleich der Drang des Bedürfnisses, und die Lockung des äussern Vortheils neben jenen Ideen auch mit gewirkt haben, wie dieß selbst in spätern Zeiten mehr als einmal geschehen ist. Sind einmal Ackerbau und Städte, die ersten Künste des Kriegs und des Friedens vorhanden, so finden ungefähr eben die Verhältnisse des Anbaus

und Erwerbs, des Handels und der Eroberung auch im hohen Alterthum Statt, die in der neuern Geschichte so ausschliessend zu herrschen scheinen. Ehe wir aber den Einfluß der Religion auf die Stiftung der indischen Kolonien betrachten, müssen wir zuerst einige allgemeine Betrachtungen voran schicken, über die Art wie man die ältesten Wanderungen der Völker, überhaupt ihre Verschiedenheit und Entstehung, zu betrachten hat.

Will man die ganze Mannichfaltigkeit der so verschiedenen Völkerschaften zum Gegenstand der Untersuchung machen, so muß man vor's erste jede willkührliche Veraussetzung und Meinung über ihren gemeinschaftlichen Ursprung, und etwanige Ursache der Trennung bei Seite setzen, und die Völkerschaften bloß nach den Kennzeichen des höhern oder geringern Alters sondern, so wie der Naturforscher die Lagen der verschiedenen Erdbarten in den Gebirgen und auf der Oberfläche des festen Landes, der Natur aufmerksam folgend ordnet. Das erste Kennzeichen ist auch hier die Sprache; mehr aber die innre Structür als der materielle Theil dersel-

ben, die Wurzeln, auf deren oft weitgesuchte Aehnlichkeit man gewöhnlich allein sieht. Das nächste an Wichtigkeit nach der Sprache ist der Gebrauch der Metalle, sowohl des Kupfers und Eisens zum Krieg und Ackerbau, als des Goldes und Silbers zum allgemein geltenden Zeichen des äussern Werths der Dinge; und die Zähmung derjenigen Thiere, die dem Menschen am nützlichsten, und zu jenen Künsten am unentbehrlichsten sind. Doch kann der Umstand, daß sich in Amerika, als es entdeckt ward, die in der alten Welt allgemein verbreiteten dienßbaren Thierarten nicht fanden, noch keinen vollständigen Beweis abgeben, daß die Amerikaner ein eigener von dem asiatischen verschiedener Menschenstamm seien, worauf so manche allen amerikanischen Sprachen gemeinschaftliche Seltsamkeit, so manchẽ sehr auffallende und doch allen diesen Völkern gemeinsame Sitte, und die allgemeine Unbekanntschaft mit dem Gebrauch der Metalle, führen könnte; denn auf den ostindischen Inseln, wo doch Sprache und andre Anzeichen die asiatische Abstammung beweisen, fehlen jene Thierarten gleichfalls; und wenn die fremden asiatischen oder

europäischen Ankömmlinge, welche, wie es theils aus Chinesischen Urkunden historisch gewiß, theils der Mexikaner glaubwürdigen Sage gemäß ist, die beiden Reiche von Peru und Mexiko stifteten, diese Thierarten nicht mitbrachten, oder die mitgebrachten nicht zu erhalten wußten, so konnte ja dieß auch bei den ersten Einwanderern eben so der Fall sein.

Ueberhaupt findet sich an den östlichsten Enden Asiens schon manches mit Amerika übereinstimmende. Eben so kann auch der im innern Afrika weiter verbreitete Gebrauch der Metalle und der dienstbaren Thierarten noch nicht hinreichen, die asiatische Abstammung der Negern zu beweisen, wofern sich nicht noch andre Gründe finden, um dieß wahrscheinlich zu machen, und was dieser Meinung entgegensteht zu entkräften.

Die physische Verschiedenheit der Menschensstämme ist, wenigstens so weit sie bis jetzt entwickelt worden, von nicht so großer historischer Wichtigkeit. Der merkwürdigste und größte Unterschied ist wohl der, daß die Amerikaner weder im Süden so negerartig werden, noch im Norden die Weiße und übrigen Eigenschaften der Europäer und

Bewohner des westlichen Mittelasiens in dem Grade annehmen, als dieß beim asiatischen Stamm geschieht. Dieß würde also eine größere physische Biegsamkeit und Bildsamkeit zur Abartung vielleicht nicht minder als zur Veredlung bei dem asiatischen Menschenstamm voraussetzen, als bei jenem; da die asiatische Abstammung weißer Stämme in Europa und der schwarzen Bewohner des südlichsten Indiens, so wie der indischen Inseln, durch Sprache und alle mögliche andre Beweisgründe, historisch erwiesen ist.

In diesen Völkerschichten nun sehen wir, wie der Naturforscher im innern Bau der Gebirge, einen Theil der verlohrnen Urgeschichte gleichsam in einem Grundriß vor Augen, der uns hier und da mit der überraschendsten Klarheit anspricht, an andern Stellen aber unverständlich bleibt, weil wir wohl das Allgemeine und den Zusammenhang des Ganzen zu vermuthen und uns zu denken, aber nie die ganze Fülle alles Einzelnen zu errathen vermögen.

Ein andrer für die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers fast noch wichtigerer Gegenstand, ist die Mischung der Völker, die vorzüglich im

persischen Reich, längs dem Gihon und Euphrates am Kaukasus und in Kleinasien, überhaupt in dem mittlern westlichen Strich jenes alten Welttheiles Statt fand. Wenn es im Kreise dieser Untersuchung läge, diese Sache vollständig ins Licht zu setzen, so würden wir uns zu zeigen bemühen, wie durch Wanderung allein neue Völker entstehen können; wie nehmlich plötzliche Veränderung des Clima's und des ganzen äussern Lebens auch in Sprache und Sitten eine große Revolution hervorbringen müsse, und wenn einige Mischung mit Stämmen andern Geschlechts hinzukömmt, eine wirklich neue Nation daraus werde von ganz eigenthümlichem Charakter und individuellem Gepräge, das, wenn der Moment der Gährung und des Entstehens einmal vorüber ist, sich nun Jahrtausende fast unverändert erhalten kann. Es würde sich alsdann bestimmen lassen, mit welchem Recht Mittelasien von den Geschichtsforschern so oft als die Mutter und unversieglige Quelle immer von dort auswandernder Völker betrachtet und geschildert worden, und in wiefern und in welchem Sinne dieß wirklich gegründet sei, da der zweifache Strom der Wanderung,

deren gewöhnlicher und gleichsam natürlicher Lauf fast immer nach Nordwesten gerichtet war, hier vom Osten und vom Süden her zusammentraf, hier also die Mischung am mannichfaltigsten und fruchtbarsten, und dieser Erdstrich wirklich die Stätte war, wo von Alters her Nationen entstanden und sich bildeten.

Man wird nie eine klare und verständliche Ansicht der ältesten Geschichte erhalten, so lange man die Wanderungen der Völker nur als ein Drängen und Stoßen, wie nach bloß mechanischen Gesetzen betrachtet, ohne zugleich auf die Bedingungen Rücksicht zu nehmen, wodurch ein großer Stamm sich in mehr kleine theilen, und immer individueller absondern und entwickeln mag, oder wie auch durch Mischung aus mehreren verschiedenen Völkern ein drittes ganz neues entstehen kann, das in Sprache und Charakter eigenthümlich gezeichnet und geartet ist. Nur durch eine solche genetische Ansicht kommt Licht in das Chaos von Thatfachen und Ueberlieferungen und wohl oder übel begründeten Meinungen, welches wir alte Geschichte nennen.

Auch darf man nicht alle Nationen, die wir jetzt in Asien kennen, bei den Alten wieder finden wollen, noch weniger alle diejenigen, deren sie erwähnten, in der heutigen Erdkunde auffuchen; manche Nationen, die auf solche Weise entstanden, sind auf eben die Art auch wieder von andern verschlungen worden und gänzlich untergegangen, wie wir ja auch in der Sprache der Basken, so wie der Arnauten und Wallachen nur noch schwache Reste und bloße Anzeichen von ehemals vielleicht großen und weitverbreiteten Nationen übrig haben. Andre Nationen dürften jüngern Ursprungs und erst in noch ziemlich neuen Zeiten zu dem, was sie jetzt sind, zusammengewachsen sein.





---

### Drittes Kapitel.

#### Von den indischen Kolonien und der indischen Verfassung.

Wir haben diese Fragen hier nur, so weit der Zusammenhang des Ganzen es forderte, im Vorbeigehen berühren wollen; denn zu unsrer gegenwärtigen Untersuchung gehört eigentlich nur der dritte Gegenstand, der das Nachdenken des Forschers in der ältesten Geschichte auf sich zieht; die Verwandtschaft nemlich der ältesten unter den gebildeten Völkern des Alterthums. Hindeutend auf diesen Zusammenhang sind Religion und Mythologie, erwiesen wird die Verwandtschaft durch die Sprache, und nächstdem bietet auch die Architectur, so wie wir sie an den alten ägyptischen, persischen und indischen Denkmalen bewun-

bern, noch einiges Gemeinsame dar, und ist eine Bestätigung mehr für die Einheit des Ursprungs aller asiatischen Bildung; und diese letzte ist doch der eigentliche Gegenstand und Zweck aller Geschichte. Von Amerika und von dem südlichen Afrika würde es gar keine Geschichte geben, wenn alles in demselben Zustande dürftiger Wildheit stets verharret wäre, und wenn nicht auch diese Länder von Asien und Europa aus, manchen Zufluß und Samen höherer Geistesthätigkeit, Bildung und Bewegung erhalten hätten.

Wenn wir hingegen bei den asiatischen Völkern selbst im frühesten Alterthum etwas höheres als Wanderungen ohne einen andern Zweck, als den Drang des Bedürfnisses, wenn wir Einheit und Aehnlichkeit einer tief begründeten Verfassung und Denkart bei ihnen wahrnehmen, so müssen wir uns an die Riesengröße und Festigkeit der Bauart in ägyptischen und indischen Denkmälern, im Gegensatz der gebrechlichen Kleinheit moderner Gebäude, erinnern, um den Gedanken, daß die größten Reiche und vornehmsten Nationen von einem Stamme ausgegangen, daß sie Kolonien eines Volkes, wo nicht unmittelbar, doch

mittelbar indische Kolonien seien, nicht zu ungeheuer zu finden. Die Kolonien der Griechen und Römer erscheinen im Einzelnen nicht sehr bedeutend gegen jene alte Größe; und doch, welche wichtige Veränderungen und Wirkungen haben auch diese im Ganzen hervorgebracht! —

Freilich braucht die Verbindung nicht immer unmittelbar gewesen zu sein; durch wie viele jetzt verlorne Zwischenglieder mag die Lehre von der Seelenwanderung gegangen sein, ehe sie von Indien aus bis zu den Druiden des alten Galliens gelangte? Wenn wir noch in Peru einen Königsstamm der Sonnenkinder, ein altes Reich auf die Verehrung des Sonnengottes gegründet, und so manche andre indische Spuren finden, so würden wir, wenn uns die Chinesischen Geschichtsbücher nicht einigen Aufschluß darüber gäben, Vermuthungen auf Vermuthungen bauen, wie alles dieß sich so weit hieher verlieren konnte.

Die Stärke der Bevölkerung bei den abgestammten Nationen, besonders der germanischen und persischen, darf dabei am wenigsten Schwierigkeit machen. Wenn die Anzahl der sämtlichen Slaven, nach den Angaben der Geographen, die

freilich meistens andre Gesichtspunkte haben als die Stammverschiedenheit, mit Inbegriff aller in der Türkei und in Deutschland zerstreuten, eher über als unter fünfzig Millionen sein dürfte, wenn auch die der Germanen nah an vierzig angeschlagen werden möchte, auch ohne noch die nicht celtisch redenden Bewohner Englands und die Engländer in Nordamerika hinzu zu rechnen, so ist keinesweges nothwendig anzunehmen, daß der ursprüngliche Stamm das gewöhnliche Maaß einer großen wandernden Horde überstiegen habe, wie wir deren mehre noch ziemlich historisch genau kennen; da auffer dem allmäligen Anwachs, der oft vielleicht durch die Verbreitung und Zerstreung noch befördert ward, ganz kleinere Stämme und Völker beim ersten Entstehen von dem herrschenden verschlungen und ihm einverleibt wurden.

Bedenke man nur, wie sich die lateinische Sprache, anfangs nur dem mittlern Italien eigen, da im Norden Celten, im Süden Griechen wohnten, von diesem kleinen Fleck aus, fast über den ganzen Erdkreis verbreitet hat. Noch in ihren Töchtern, den romanischen Sprachen, herrscht sie fast in allen Welttheilen; das Italiänische ist die Handels-

sprache des Morgenlandes, wie das Portugiesische der afrikanischen und aller indischen Küsten; das Spanische ist die Sprache des größten Theils der neuen Welt geworden; des gesellschaftlichen Einflusses der französischen Sprache, des Gebrauchs der ausgestorbenen lateinischen zur Gelehrsamkeit und in mehren Ländern noch jetzt zur Unterredung und zur Religion, (wie das Sanskrit, oder wenigstens einzelne Formeln desselben in Siam und Thibet liturgisch gebraucht werden), der beträchtlichen römischen Einmischungen endlich in der englischen, deutschen und wallachischen Sprache gar nicht zu erwähnen. So weit hat ein anfangs wenig zahlreiches Volk noch nach zwei Jahrtausenden seinen Einfluß und seine Sprache verbreitet, dessen eigentliche Herrschaft doch, da sie am stärksten war, wohl nur selten die Bevölkerung des ganzen Indiens überstiegen hat. Denn das darf nicht übersehen werden, daß Indien eins der volkreichsten Länder immer gewesen und auch noch gegenwärtig nach so vielen zerstörenden Revolutionen der letzten Jahrhunderte, bei allgemeinem Verfall und hartem Druck es geblieben ist. Wie leicht mochte also in den Zeiten des alten

Wohlstandes der Ueberfluß selbst die Auswanderung zum Bedürfniß machen!

Fast noch weiter und ungleich schneller als die Römer haben die Araber durch Eroberungen, Handel und Kolonien ihren Einfluß und ihre Sprache über einen großen Theil von Asien, den ganzen Norden, die Küsten und bis tief in das Innere Afrikas, ja bis auf die entlegenen indischen Inseln verbreitet, wo unsre Geschichte oft nicht zureicht, zu erklären, wie das Arabische, was wir daselbst in Sprache und sonst unlängbar finden, in so ferne Gegenden gekommen sei. Kann etwas ähnliches nicht auch zu einer viel frühern Zeit in Rücksicht der Indier Statt gefunden haben, wenn gleich sie niemals eigentliche Eroberer waren? Wir haben Grund genug, es zu behaupten, und können wenigstens im Allgemeinen nachweisen, wie es möglich war.

Was die weite Entfernung der Römer und Griechen und noch mehr der germanischen Völkerschaften von dem Mutterlande betrifft, so sind schon im ersten Buche einige Sprachen und Völker, die mit jener Familie in einer geringeren aber doch noch in einiger Verwandtschaft stehen,

als Mittelglieder angeführt worden; dazu kommt, daß der Norden der westlichen Halbinsel Indiens, bis an die Grenzen von Persien und Turkhind, von den ältesten Zeiten an der Sitz der indischen Bildung nicht nur, sondern auch der mächtigsten Reiche und Dynastien war.

Auch waren die Kolonien nicht immer zugleich Auswanderungen; eine geringe Anzahl konnte oft hinreichend sein, eine solche Kolonie zu stiften, wenn es nicht blos Eroberer und Krieger, sondern die Einsichtsvollsten jener Zeit, wenn es Priester waren, die irgend eine Ursache hatten, ihr Vaterland zu verlassen, und unter wilde Völker zu gehen, um sie zu bilden und zu beherrschen. Der Irrthum führt oft einen eben so starken Befehrungseifer mit sich als die Wahrheit, wo sich die Absichten eigennütziger Herrschsucht um so besser anschließen können. So wie an der persischen Auswanderung der Kriegerstand und Adel wohl den größten Antheil genommen haben mag, so trägt dagegen Aegypten ganz das Ansehen einer solchen Priesterkolonie. Daß es nur das und nicht zugleich Auswanderung war, beweist der so gar nicht indische Charakter der Ägyptischen

Sprache; sei es nun, daß diese Priester aus dem Mutterlande selbst unmittelbar dahin gekommen, was nicht undenkbar ist, oder daß südlich von Aegypten ein älteres gebildetes Aethiopien gewesen sei, und die ägyptische Bildung erst von daher abgeleitet worden.

Daß noch ganz andre Ursachen und Bewegungsgründe zur Auswanderung mitgewirkt haben möchten, als der bloße Andrang einer überströmenden Bevölkerung, ist schon früher angedeutet worden. Wir wollen nur eines erwähnen. Welche unübersehbliche und ungeheure Veränderung und Zerstörung mußte nicht das erste Verbrechen, Mord und Krieg, der erste bestimmte Abfall von Gott, in dem Bewußtsein des Menschen hervorbringen? Angst und wüste Begierde war die gewisse Folge; und was zuvor ein stilles Sinnen, ein ruhiges Denken und unmittelbares Schauen gewesen war, ward nun wilde Einbildung, Schrecken und Lüge. Was mußte nicht alles vorgehen, ehe das gottbefreundete Wesen sich entschließen mochte, am Leichnam ermordeter Thiere eine greuelvolle Nahrung zu suchen? Der Abscheu der Brahminen vor thierischer Nahrung hat ein so altes



Gepräge, daß er wohl als ein übrig gebliebenes Erbtheil des frühesten Zustandes angesehen werden könnte. Hat nicht dieselbe innre Furcht, die den Gefallnen antrieb, in den Eingeweiden des Opferthiers nach dunkeln Anzeichen bevorstehenden Unheils angstvoll zu forschen, und aus dem Innern der Erde die Metalle hervorzureissen, in denen er, noch nah an der Zeit, da man das Wesen der Naturdinge unmittelbar in Gott erblickte und begriff, bald die irdischen Gestirne und Lenker seines künftigen Geschicks, die Mittel friedlicher Nahrung, aber auch die Werkzeuge neuer Verbrechen und Kriege erkannte; hat nicht eben diese Unruhe den fliehenden, gleich dem ersten mit Blut gezeichneten Mörder, noch weiter verfolgt und bis an die äussersten Enden der Erde umher getrieben? — Doch wir wollen uns hier nicht auf solche Thatsachen gründen, für die es wohl eine andre aber keine eigentlich historische Gewißheit geben kann, weil sie älter sind als alle Geschichte, die erst dann entstehen konnte, nachdem jene erschreckte Einbildungskraft, wovon wir in den ältesten Denkmalen des menschlichen

Geistes noch so viele Spuren finden, bis zur Erinnerung gemildert und beruhigt war.

Ein Denkmal für die früheste Geschichte Indiens haben wir, was zuverlässiger und älter ist als alle, die in Worten abgefaßt und durch Schrift erhalten sind; dieses ist die indische Verfassung selbst. Konnte eine für die niedern Stände so ~~harte~~ ~~Verfassung~~ wohl anders als durch Gewalt und eine Zeit des Kampfs eingeführt werden, dessen Schwankungen und Gähnungen zahlreiche Stämme zur Auswanderung zwingen und bewegen konnten und mußten? Durch die Mischung solcher aus dem Mutterlande fliehenden Stämme mit wilden Völkern ließe sich die entferntere Annäherung und Verwandtschaft der slavischen an die Familie der edlen Sprachen erklären. Doch brauchten es nicht bloß unterdrückte zu sein, die da flohen; andre konnten bloß, weil sie das Verderben und die Zerrüttung, die der Einführung einer solchen Verfassung nothwendig vorhergegangen sein müssen, verabscheuten und rein geblieben waren, gleichfalls fliehen, um sich in weiter Ferne noch

unbefleckte Bohnsüße zu suchen und dort der alten Frömmigkeit getreu zu leben.

Aber nicht bloß die erste Einführung der indischen Verfassung mußte Zeiten der Unruhe und Gährung mit sich führen; auch in ihr selbst lagen Keime genug zum Zwiespalt und zum innern Krieg. Zwar seit Alexander bietet uns die indische Geschichte fast nichts dar, als eine Reihe von Unterjochungen durch ausländische Sieger und eine Reihe innerer Revolutionen, die aber mehr ein bloßer Wechsel der Herrscher und der Dynastien waren, als eine wesentliche Veränderung der Verfassung selbst herbeiführten. Die einzigen Buddhisten machen eine Ausnahme, die wohl nicht so der Lehre als der Verfassung wegen, weil sie die Eintheilung der Stände antasteten und den erblichen Unterschied derselben aufheben wollten, verfolgt und vertrieben wurden; doch ward die Verbreitung ihrer Lehre in die nah gelegnen großen Länder nicht durch eine förmliche Auswanderung, sondern mehr nur durch einzelne Missionen bewirkt. In früheren Zeiten aber, ehe die Verfassung so fest und zu einer andern Natur geworden war, mußte es noch

größere Unruhen und Veränderungen geben. Auch, nachdem die unbezwingliche Uebermacht des erblichen Priesterstandes einmal entschieden war, blieb dem Kriegerstande desto freierer Spielraum zu einzelnen Fehden unter sich, die der Verfassung ja doch keinen wesentlichen Eintrag thun konnten. Und wovon handelt eine der ältesten indischen Dichtersagen im Mohabharot anders als von dem großen Bürgerkriege zweier verwandten uralten göttlichen Königs- und Heldenstämme? Ehe sich aber die Kshetrya's, die ursprünglich derselben Abkunft waren, von den erblichen Priestern absonderten, und das Verhältniß der beiden Stände ganz so bestimmt ward, wie es nachher blieb, mußte mancher harte Kampf und manche Erschütterung vorangehn. Nicht umsonst wird vom Pocosramo gerühmt, daß er die bösen Könige vertilgt, den verwilderten Adel bestraft und seine Macht beschränkt habe.

In den Stammverzeichnissen der Indier wird nicht selten von einem oder dem andern Geschlecht bemerkt, daß sie ausgeartet und Barbaren — Mleccha's — geworden, d. h. zu an-

bern für wild gehaltenen Völkern ausgewandert und übergetreten seien. Monu's Gesetzbuch (X, 43—45.) nennt uns eine ganze Reihe solcher verwilderter und barbarisch gewordner Kshetryastämme, unter denen wir die Namen mehrerer großen und berühmten Nationen wieder finden; die Sakas, die Chinas und die Pahlavas; dieses sind wohl die alten Pehlvans oder Meder, von deren Sprache das Pehlvi ein obgleich entstelltes Ueberbleibsel sein mag; zu welchem Volksstamme dem Namen nach auch die Paphlagoner gerechnet werden könnten. Ferner die Yavaner; wenn diese, wie behauptet wird \*), in den Puranas mehr als eine dem sinnlichen Naturdienst ergebene Secte geschildert werden, die auch der Religion wegen Kriege geführt haben, so streitet dieß doch damit, daß sie hier unter den übrigen verwilderten Kshetryas aufgeführt werden, eigentlich nicht, da beides mit einander bestehen kann.

---

\*) Nach Stellen bei Wilford, der in eignen Vermuthungen oft sehr gewagt, wo er aber bloß citirt und übersetzt, bei seiner Kenntniß der Sprache zuverlässig ist.

Wir müßten freilich erst mehr Urkunden haben, um zu prüfen was in den indischen Büchern von Religionskriegen aus uralten Zeiten vorkommt. An sich aber ist nicht unwahrscheinlich, daß schon sehr frühe, was später bei Gelegenheit der Buddhisten, geschehen sein mag, da die Neuerung zu sehr auch die alte Verfassung berührte, als daß sie ohne Krieg hätte vorübergehen können. Stoff genug zu Unruhen und Zwiespalt enthielt die große Verschiedenheit der Secten und Denkarten, die in Indien ehemals geherrscht haben, von denen allen das heutige System, welches sie nur in eine erträgliche Vereinigung zu bringen suchte, noch Spuren enthält. Der gegenseitige Religionshaß der Perser und Aegypter könnte allein hinreichen, um die gewöhnliche Meinung, daß der Polytheismus der alten Welt durchaus tolerant sei, zu widerlegen. Wenn die Geringschätzung der Anhänger einer intellektuellen Religion, wie die persische war, gegen den polytheistischen Aberglauben oft in gewaltsame Bekehrungssucht übergeht, wie beim Cambyses, so erzeugt der mythische Volksglaube gegen die, welche sich absondern und höher er-

leuchtet dunkler, oft einen Haß voll Erbitterung, wie bei den syrischen Griechen gegen die Juden. In Babylon waren beide streitende Elemente, deren Kampf von jeher so viele große Religionskriege bis auf die neuesten Zeiten hervorgebracht hat, schon vor Alters beisammen; aber gewiß nicht immer so friedlich als jetzt, da alles lange geschwächt und das ganz unverträgliche so oft schon ausgestoßen worden ist, oder sich selbst freiwillig abgesondert hat.

Wenn es gegründet ist, daß unter den Babanern der indischen Bücher mehre westlich gewanderte, dem sinnlichen Naturdienst ergebne, Völker zu verstehen sind, so müssen wir vielleicht längst dem Euphrat und Tigris herauf durch Phönicien und Klein-Asien den Weg suchen, auf welchem altasiatische Stämme, und mit ihnen indische Sprache und Vorstellungen sich bis nach Griechenland und das mittlere und untere Italien verbreitet haben. Gesezt auch, was noch gar nicht erwiesen ist, daß Babylon und das umher liegende Hauptland in den ältesten Zeiten schon von einem syrisch redenden Volke bewohnt ward; so war doch gewiß so frühe als hier ein

großes Reich war, dieses eben wie auch später aus sehr verschiedenen Völkern zusammengesetzt. Phrygien, ein von Babylon abhängiger Lehnstaat, giebt schon ein Mittelglied mehr, da wohl kein Geschichtskundiger mit den Alten, die sich so gern zu Autochthonen machten, die zahlreichen Hellenen in Klein-Asien erst aus Europa wird ableiten wollen. Zwar sind in spätern Zeiten unstreitig viele dieses Weges wieder nach Asien gekommen, wie vielleicht bei jeder großen Wanderung einzelne Helden und Kriegsheere oder auch friedliche Anpflanzer denselben bekannten Weg, den sie gekommen waren, auch wieder zurückwanderten. Denn die großen Wanderungen geschahen fast immer allmählig, fast immer blieb noch Verkehr und gegenseitige Kundschaft zwischen denen in der Ferne und den Zurückgebliebenen, bis die weite Entlegenheit und noch mehr die Länge der Zeit die allmählig Entfremdeten für immer so ganz trennte, daß oft beide Theile bei einem spätern Wiederbegegnen über die unlängbaren Beweise einer gemeinsamen Abkunft gleich sehr erstaunten.



Wie manches Königs- und Helbengeschlecht in Hellas und Italien ward nicht aus Klein-Asien hergeleitet! Babylon, oder wie man sonst das große alte Reich am Euphrates und Tigris nennen will, das noch vor den Persern seine Herrschaft bis tief in Klein-Asien hinein erstreckte, war, was es seiner ganzen Lage nach sein mußte, eine Seemacht \*); und auch die Hellenen waren schon in den ältesten Zeiten ein seefahrendes Volk. Daß die italischen Völkerschaften des mittleren Landes, die mit den Lateinern von gleicher Abkunft waren, zur See gekommen seien, beweist die ganze Lage der verschiedenartigen Völkerschaften in Italien, denn wenn sie zu Lande etwa über die carnischen Alpen durch Venetien ihren Weg genommen hätten, so müßten bei einer solchen Einwanderung mehr Spuren dieses Weges im nördlichen Theile Italiens übrig geblieben sein.

---

\*) Was über die Wasserbaukunst der Babylonier und andres dahin gehbrige bei den Alten vorkommt, findet sich zusammengestellt in Heeren's Ideen über den Handel der alten Welt u. s. w.

Von der indischen Verfassung finden sich bei den ältesten Römern vielleicht bei genauer Ansicht noch mehr Ueberbleibsel als man beim ersten Blick denken sollte. Die Patricier, die ausschliessend das Recht der Augurien hatten, waren wohl ursprünglich nichts anders als der erbliche Priesterstand; und nur dadurch, daß dieser auch den Krieg übte und die Rechte des Kriegesstandes mit an sich riß, ward der eigentliche Adel (die equites) zurückgedrängt, bis die Alleinherrschaft dieses übermächtigen kriegerischen Priesteradels den Widerstand des Volks aufreizte und jener Kampf begann, der uns noch jetzt in den alten Geschichten so lebhaft anzieht.

Wenn die Griechen Alexanders eigentliche Republiken bei den Indiern zu finden glaubten, so dürfen wir dieses doch wohl schwerlich nach der Weise der hellenischen, phöniciſchen oder italiſchen Freistaaten verstehen. Die Griechen hatten keinen Begriff von einer ständiſchen Verfassung, wie es die indische von Alters her war; noch von einem auf unverleßlich heilige ständiſche Rechte gegründeten, geſegliſchen und freien Königthum; ſie werden also nach ihrer Weiſe

für isolirte Freistaaten gehalten haben, was nur dem größern Ganzen einverleibte selbstständige Glieder desselben waren. Nur das eine ist in der Verwirrung der ältesten indischen Geschichte klar, daß es schon damals große Monarchien in Indien gab, obgleich ständische, durch die erblichen Rechte der Priester und des Adels vielfach beschränkte. Auch bei den von Indien abstammenden Nationen und Kolonien dürfte die republikanische Verfassung erst später entstanden, die monarchische in den ältesten Zeiten die herrschende gewesen sein, besonders wo der Kriegs- und Adelstand den größten Antheil an der Bildung des Ganzen hatte, wie in Persien. Merkwürdig bleibt es immer, daß die geschichtlichen Urkunden des westlichen Asiens, wie die Dichtersagen des an Asien gränzenden südöstlichen Europas, beide mit Erzählungen von einer uralten Königs-Burg, einem herrlichen Reiche beginnen, dessen durch Ueppigkeit und Uebermuth erfolgte Zerstörung, zur Zerstreuung der Stämme und Völker, zu vielen Abentheuern und auch zur Stiftung mancher kleinern und neuern Staaten Gelegenheit gegeben habe. Hat die Sage vom

trojanischen Kriege einen historischen Sinn, wie ihr altes Gepräge vermuthen läßt, so sind wir berechtigt, sie aus der hellenischen Beschränktheit heraus zu rücken, und an die größere asiatische Ueberlieferung anzuknüpfen. Daß Namen von Orten, Bergen oder Städten, die in der Sage eine große Stelle einnehmen, im Verlauf der Zeiten mit dem Fortrücken der Sage und des Volkes selbst, oft noch weiter, immer näher und mehr westlich gerückt worden sein, ist zu bekannt als daß es der Beispiele bedürfte.

Es darf wohl kaum erinnert werden, daß alle diese Bemerkungen nichts weiter sollen, als nur ungefähr die Aussicht eröffnen, wie fruchtbar das indische Studium auch an historischen Folgerungen sein dürfte. Manches Einzelne in der ältesten Völkergeschichte Asiens wird sich erst ganz fest entscheiden, ein vollständiges Bild des Ganzen erst dann entwerfen lassen, wenn noch mehre Hülfsmittel gegeben sind; besonders eine kritische Bearbeitung der eigenthümlichen indischen Erdkunde aus den Quellen, die vielleicht auch noch in anderer Rücksicht sehr lehrreich sein würde, und eine vollständige Uebersetzung des

Skandopurans, der für Geschichte unter allen Puranas am meisten enthalten soll. Indessen läßt sich doch schon aus dem wenigen, was wir bis jetzt haben, vieles erklären und aufhellen, und oft grade was das schwerste und befremdendste scheint. So kann z. B. wohl nichts so viel Zweifel erregen, als wie eine Völkerschaft aus dem fruchtbarsten und gesegnetsten Erdstriche Asiens bis in den äußersten skandinavischen Norden hinauf habe wandern mögen; denn sie immer wieder durch andre Vorden hinauf drängen zu lassen, dürfte besonders bei einem so zahlreichen Stamm, wie der der germanischen Völker war, eine Erklärung sein, wobei der Geschichtskundige sich wohl schwerlich befriedigen möchte. In der indischen Mythologie findet sich etwas, was diese Richtung nach Norden vollkommen erklären kann; es ist die Sage von dem wunderbaren Berg Meru, wo Kuvero, der Gott des Reichthums, thront. Mag nun dieser Begriff aus einer misverstandenen Ueberslieferung, oder aus was immer für einer dunklen Naturansicht und Naturaberglauben entstanden sein; genug, diese hohe Verehrung des Nordens,

und des heiligen Berges im Norden ist da, und sie ist nicht bloß eine Nebensache in dem ganzen System der indischen Denkart, sondern ein überall wiederkehrender allen ihren Dichtungen tief eingepprägter Lieblingsbegriff. Es wäre nicht das erste und nicht das einzige Mal, daß dichterische Sagen und alte Gesänge, tief im innigsten Gefühl und Glauben mit Religion verwebt, auf die Züge und Abentheuer der Helden mehr Einfluß gehabt haben, als diejenigen glauben möchten, die von der Geschichte nur die Politik kennen.

Gesetzt also, nicht bloß der äussere Drang der Noth, sondern irgend ein wunderbarer Begriff von der hohen Würde und Herrlichkeit des Nordens, wie wir ihn in den indischen Sagen überall verbreitet finden, habe sie nordwärts geführt, so würde sich der Weg der Germanischen Stämme von Turkhind längst dem Oihen bis zur Nordseite des caspischen Meers und des Kaukasus leicht nachweisen lassen; ob sie aber von da aus vorzüglich mehr die Gebirge aufsucht und sich da angesiedelt, oder ob sie mehr den großen Strömen nachgegangen seien, wie

die alten asiatischen Nationen dasselbe Leben an einem weitherrschenden Flusse, wie am Ganges so auch am Nil und Euphrat, überall wieder suchten; diese für unsre vaterländische Geschichte sehr wichtige Frage weiter zu verfolgen, ist hier der Ort nicht.



---

#### Viertes Kapitel.

Vom orientalischen und indischen Studium überhaupt, und dessen Werth und Zweck.

Nachdem wir die Fruchtbarkeit des indischen Studiums für Sprachforschung, Philosophie und alte Geschichte gezeigt und angedeutet haben, bliebe nichts mehr übrig als noch das Verhältniß der orientalischen Denkart überhaupt zur europäischen zu bestimmen, und den Einfluß darzustellen, welchen die erste auf die letztere gehabt hat oder haben soll, um auch von dieser Seite die Wichtigkeit des indischen Studiums deutlich zu machen, welches der Zweck dieser ganzen Abhandlung war.



Da die heilige Schrift das eigentliche Band geworden ist, wodurch auch die europäische Denkart und Bildung an das orientalische Alterthum sich anknüpft, so ist hier der schicklichste Ort, das Verhältniß des indischen Alterthums zur mosaischen Urkunde und überhaupt zur Offenbarung zu berühren; ein Gegenstand, den wir bei dem historischen Theil bis jetzt absichtlich vermieden haben, um den Leser nicht auf den unsichern Ocean so verschiedener Auslegungen und Hypothesen zu führen, die nur allein über den Stammbaum der Noachiden und die wahre Lage des Paradieses sich in fast zahlloser Menge, eine über die andre wälzen. Die kritische Sichtung so vieler Meinungen würde eine eigne ausführliche Behandlung erfordern haben, die wir andern überlassen.

Einzig zwar, was für die Religion das wesentlichste und allein zu wissen nothwendig ist, sagt uns die mosaische Urkunde in solcher Klarheit, daß noch keine Auslegung es hat verdunkeln mögen: daß der Mensch nach Gottes Bilde erschaffen sei, daß er aber die Seligkeit und das reine Licht, dessen er sich anfangs erfreute, durch eigne Schuld

verlohren habe. Wenn die mosaische Urkunde in dem Verfolg ihres ältesten geschichtlichen Theils zwar nicht immer ausführlich erzählt, (denn zur Befriedigung bloßer Wißbegier und zum historischen Unterricht ward sie nicht gegeben) aber doch bedeutend auf die Wege und Punkte hinweist, wie ein Strahl des ursprünglichen Lichtes, da die Nacht der Sünde und des Aberglaubens alle Welt umher bedeckte, dennoch durch göttliche Fügung sei gerettet und erhalten worden; so zeigen uns die indischen Urkunden die Entstehung des Irrthums, die ersten Ausgeburten, deren der Geist immer mehrere ergrübelte und erdichtete; nachdem er einmal die Einfalt der göttlichen Erkenntniß verlassen und verlohren hatte, von der aber mitten in Aberglauben und Nacht noch so herrliche Lichtspuren übrig geblieben sind.

Der Gegensatz des Irrthums zeigt uns die Wahrheit in einem neuen noch hellern Lichte, und überhaupt ist die Geschichte der ältesten Philosophie, d. h. der orientalischen Denkart, der schönste und lehrreichste äussere Commentar für die heilige Schrift. So wird es z. B. denjenigen, der die Religionsysteme der ältesten Völker Asiens kennt,

nicht befremden, daß die Lehre von der Dreieinigkeit, besonders aber von der Unsterblichkeit der Seele im alten Testamente mehr angedeutet und nur berührt, als ausführlich und ausdrücklich entwickelt, und als Grundsäulen der Lehre aufgestellt werden. Der Meinung, daß Moses, er dem alle Weisheit der Aegypter bekannt war, von diesen bei den gebildetsten Völkern des alten Asiens allgemein verbreiteten Lehren nicht gewußt haben sollte, wird man wohl schwerlich irgend eine auch nur historische Wahrscheinlichkeit geben können. Sehen wir aber, wie bei den Indiern z. B. grade an die hohe Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele der meiste und größte Aberglauben sich fest und fast unabtrennlich angeschlossen hatte, so erklärt sich daraus das Verfahren des göttlichen Gesetzgebers auch in äusserer Rücksicht.

Mancher unbillige Vorwurf, da man es den Propheten Gottes bei den Hebräern als Beschränktheit auslegt, daß sie, alles andre streng verwerfend, ihre Lehre und ihr Volk so hart absonderten, würde von selbst weggefallen sein, wenn man gewußt hätte, sich in den Zustand der orientalischen Völker der damaligen Zeit zu ver-

setzen. Man stelle es sich vor Augen, wie damals bei den gebildetsten und weisesten Völkern überall noch einzelne Spuren des göttlichen Lichtes vorhanden waren, aber alles entstellt und entartet, \*) und oft grade das Edelste auch bei Persern und Indiern am übelsten angewandt und mißdeutet; und man wird es begreifen, wie nothwendig jene Strenge und Absonderung, wie natürlich der Eifer jener Männer nur auf das Eine, alles andre bei Seite setzend, gerichtet sein mußte, daß doch nur ja das kostbare Kleinod der göttlichen Wahrheit nicht vollends untergehe, daß es rein und unverderbt erhalten werde. Daß manchen einzelnen Israeliten Jehova nichts als ein bloßer Nationalgott war, mag sein; daß aber die Propheten und göttlichen Lehrer selbst es so gemeint, wird man nirgend zeigen können, man müßte

---

\*) Herrliche Winke darüber finden sich in Herders ältester Urkunde des Menschengeschlechts. Nur daß ich jeden trüben Strom entarteter Mystik nicht so unmittelbar aus dem reinen Quell göttlicher Offenbarung herleiten möchte. Sonst aber weht die Fülle des orientalischen Geistes in diesem Werke, wie in mehreren der frühern theologischen Schriften Herders. —

denn die Lehre von dem unmittelbaren, nähern und besondern Verhältniß mit der Vorsehung, in welches der Mensch durch den Glauben treten kann und in der Kirche wirklich tritt, die Hauptlehre des Christenthums, so ganz verkennen, daß man sie mit jenem Irrthum verwechselte, der den Vorwurf der angeblichen jüdischen Beschränktheit des alten Testaments begründen soll.

Mit dem Christenthum hat die Religion des So in einigen Stücken der Lehre und selbst der äussern Einrichtung eine auffallende, aber dennoch falsche Aehnlichkeit. Das Einzelne stimmt oft sonderbar überein, aber es ist alles entstellt und verzerrt, alles hat ein andres Verhältniß und einen andern Sinn; es ist die Aehnlichkeit des Affen mit dem Menschen. Von ganz andrer und höherer Art ist jene, gewiß auch dem Leser bei der Uebersicht der orientalischen Systeme im zweiten Buch bemerklich gewordne, Verwandtschaft und Aehnlichkeit, besonders der persischen Religion des Lichtes und der Lehre vom Kampf des Guten und Bösen, mit der heiligen Schrift sowohl des alten als des neuen Bundes. Eben daß man diesen Spuren zu ausschliessend folgte, die ächte oder

gar unächte Aehnlichkeit für völlige Gleichheit nahm, ist oftmals Ursache abweichender Irrthümer, wie beim Manes und andern, geworden. Von dem, was bei den Persern jener Lehre irrigem beigemischt war, findet sich in den heiligen Schriften nichts; was sie lehren, ist nicht System, sondern aus göttlicher Offenbarung, die durch innere Erleuchtung ergriffen und verstanden wird, leiten sie die Erkenntniß des Wahren her.

Es könnte aber doch die Vergleichung mit der theils wirklich, theils scheinbar so verwandten Denkart dazu dienen, es sogar historisch und ganz äusserlich zu zeigen, daß nur eine und dieselbe Ansicht, im alten Testamente wie im neuen, durch das Ganze hingehe und herrsche; nur das was dort bloß angedeutet und vorgebildet wird, hier in vollem Glanze erscheint. Es dürfte daher die alte christliche Erklärungsart des alten Testaments die einzige richtige sein, und als solche durch eine vollständige Kenntniß der Geschichte des orientalischen Geistes auch von aussen bestätigt werden. Es ist dieß sogar bloß aus dem Gesichtspunkte der Kritik angesehen, ganz deutlich; es würde selbst dann gelten, wenn man die Lehre der Schrift

für nichts mehr hielte, als für eine der orientalischen Denkarten, gewiß in diesem Falle, von allen die erhabenste und tieffsinnigste. Denn wie läßt sich wohl ein Werk verstehen und erklären, als nach der Denkart, die ihm zum Grunde liegt? und wo kann wohl diese Denkart selbst ergriffen werden, als da, wo sie ganz ausgesprochen worden, und in vollkommner Klarheit erscheint? Daß dieß im neuen Testamente geschehe, wird jeder zugeben, der es nur nach unbefangener Kritik, mit der unvollkommenen Andeutung des alten, oder mit dem zum Theil irrigen persischen System zusammenhalten will. Daher kann der Sinn des alten Testaments durch keine bloße Exegese aufgeschlossen werden, wenn dieselbe auch an Sprach- und andrer Nebengelehrsamkeit alle Meister des Talmud überträte, wo nicht das Licht des Evangeliums hinzukommt, um das Dunkel zu erhellen. \*) Spuren der Wahrheit, einzelne Spuren

---

\*) Ein vorzügliches Beispiel dieser ältern Erklärungsart ist in der Geschichte der Religion Jesu von Fr. L. Grafen zu Stollberg aufgestellt; einem Werke, worin die ruhige Kraft, der immer gleiche Ernst und jene schöne Klarheit herrscht, die nur da hervortritt, wo die höchste

göttlicher Wahrheit finden sich überall, besonders in den ältesten orientalischen Systemen; den Zusammenhang des Ganzen aber und die sichere Absonderung des beigemischten Irrthums wird wohl niemand finden, ausser durch das Christenthum, welches allein Aufschluß giebt über die Wahrheit und Erkenntniß, die höher ist, als alles Wissen und Wähnen der Vernunft.

Wir betrachten nunmehr mit einigen Worten den Einfluß, welchen die orientalische Philosophie, von der wohl gewiß ein bedeutender und nicht der schlechteste Theil indischen Ursprungs ist, auf die europäische gehabt hat. Sehr groß war dieser Einfluß von jeher, obgleich vielleicht kein einziges orientalisches System ganz rein nach Europa gelangt ist, und die Griechen eben so wohl als die Neuern alles, was sie von daher annahmen, sich selbsthätig aneigneten, und auf mannichfache Art umgebildet und verändert haben.

Aber wir müssen einen Begriff von dem Gange und eigenthümlichen Charakter der euro-

---

Erkenntniß zugleich das tiefste und lauterste Gefühl und Seele des Lebens geworden ist.



päischen Philosophie voranschicken, ehe wir den Einfluß der orientalischen Ideen auf dieselbe deutlich machen können. Beim ersten Aufschwunge der noch ungeschwächten Geisteskraft ist die europäische Philosophie überall Idealismus, worunter wir nicht bloß die Lehre von der Ichheit oder von der Nichtigkeit des äussern Scheins verstehen, sondern jede Philosophie, die von dem Begriffe der selbstthätigen Kraft und lebendiger Wirksamkeit ausgeht, also auch das System der Stoiker, des Aristoteles und mancher von den noch ältern Griechen. Wenn der Begriff des Unendlichen noch vorhanden, die Kunde der alten Offenbarung aber schon verlohren ist, was ist natürlicher, als daß der Mensch alles aus sich selbst zu nehmen glaubt, alles auf eigne Kraft und Vernunft gründen will? Alle die höhern Begriffe, die ihn in Sprache und Religion, in alten Gedichten und Sagen von Kindheit an umgeben und unbewußt angeregt haben, hält er nun für sein Erzeugniß und sein Eigenthum; denn es waren nur einzelne Spuren des Göttlichen, deren Zusammenhang für ihn verlohren war. Freilich hat man noch nicht gefunden, daß eine solche Philo-

sophie bei irgend einem Volke entstanden sei, das wirklich sich selbst überlassen und von den Quellen und Strömen der alten gemeinsamen Ueberlieferung ganz weit entfernt lag; und wenn diese Weisheit wirklich so ganz aus sich selbst geschöpft wäre, als sie es vorgiebt, so würde sie sich wohl auch selbst besser aus den unsäglichen Verirrungen helfen können, in die sie sich auf diesem Wege jederzeit verwickelt hat. Diese häufen sich immer so sehr und so schnell, daß die Philosophie bald skeptisch wird, bis sie endlich, wenn die Verstandeskkräfte durch langes Zweifeln hinlänglich geschwächt worden, zu der bloß empirischen Denkart herabfällt, wo der Gedanke der Gottheit, wenn er auch dem Nahmen nach stehen bleibt, doch im Grunde vernichtet wird, überhaupt die Idee ganz verschwindet, und der Mensch unter dem Vorwand einer vernünftigen Beschränkung auf den allein nützlichen Erfahrungskreis, den höheren Geist, der ihn doch allein wesentlich vom Thier unterscheidet, als ein falsches Streben aufgibt. Das Trostlose dieses letzten Geisteszustandes pflegt einzelne Denker zu wecken, denen es unmöglich bleibt, darin zu verharren, und die also irgend

einen Rückweg zur ältern und bessern Philosophie suchen, und so es ihnen Ernst ist, gewiß auch finden.

Dieses ist der einfache Gang aller europäischen Philosophie von den ältesten Griechen bis auf die neuesten Zeiten. Dieser Kreislauf von einer Philosophie, die wenigstens den Begriff des Unendlichen und der selbstthätigen Kraft noch nicht verloren hat, zur Skepsis und endlich zur empirischen Denkart hat sich mehr als einmal wiederholt; jede neue Wiederholung aber war von der vorigen verschieden, grade weil man mit dieser bekannt war und sie benutzte, das Neue zum Theil wenigstens sich an das Alte durch Umbildung oder durch den Gegensatz anschloß.

Noch mehr Unregelmäßigkeit aber und noch mehr Schwankendes kommt in den Gang des europäischen Geistes, durch das immer von Zeit zu Zeit geschehene Eingreifen der orientalischen Philosophie als eines fremden Gährungsstoffs. Ohne die stets erneuerte Anregung dieses belebenden Principis würde der europäische Geist sich wohl nie so hoch erhoben haben, oder doch frühe wieder gesunken sein. Auch die höchste Philosophie der Europäer,

der Idealismus der Vernunft, so wie ihn griechische Selbstdenker aufstellten, würde wohl, an die Fülle der Kraft und des Lichts in dem orientalischen Idealismus der Religion gehalten, nur als ein schwacher prometheischer Funke gegen die volle himmlische Gluth der Sonne erscheinen, nur geraubt und immer wieder zu erlöschen drohend; aber je geringer der Gehalt, desto künstlicher ward die Form ausgebildet.

Freilich aber ist die orientalische Weisheit bei den Griechen wie bei den Neuern oft aus trüben Quellen geflossen. Wie sehr in den Zeiten der Neu-Platoniker und Gnostiker alles schon in der spätesten Entartung und Mischung der Systeme, in den Kreis der europäischen Bildung gelangt sei, ist zu allgemein bekannt, als daß es weiter angeführt werden dürfte. In dem, was man orientalische Philosophie nennt, ist dem alten System der Emanation mehr oder weniger Pantheistisches und Dualistisches, aus der orientalischen Zahlenphilosophie oder aus der Lehre von den zwei Principien hergenommene, beigemischt.

Es ist dieß auch wohl nicht bloß in jenen spätem Zeiten der Fall, sondern es dürfte schon

beim Pythagoras so sein, wenn wir anders den Nachrichten von ihm, die uns für die ältesten und besten gelten, irgend trauen dürfen. Wenigstens gehört die Zahlenlehre der Pythagoräer, von der nicht so leicht auszumachen, ob sie eigne Erfindung oder auch orientalischen Ursprungs war, durchaus nicht zu dem System, aus dem sie die Lehre von der Seelenwanderung annahmen, so wenig als ihre Entgegensetzung zweifacher Grundwesen und Grundbegriffe. Ja wir haben gesehen, daß in Asien selbst schon in frühen Zeiten, die spätere Lehre an die ältere sich durch Mischung oder Umdeutung angeschlossen habe; hat man aber jede der abgeforderten Denkarten erst für sich rein aufgefaßt, so wird man wenig Schwierigkeit finden, sich auch die zusammengesetzten und verwickelteren Erscheinungen zu erklären.

Die Kenntniß der Philosophie ist wie zur Erforschung des orientalischen Alterthums überhaupt, so insbesondere für das indische Studium sehr wesentlich und kaum zu entbehren. Wohl verstehen wir unter der Kenntniß der Philosophie etwas mehr als einige dialektische Uebung, nach

irgend einem eben umlaufenden System, was denen neu scheint welche die alten nicht kennen, alles construiren zu können; vor allem eine vertraute Bekanntschaft mit dem Geist jener großen alten Systeme, die auch auf das äussere Schicksal der Menschheit einen so mächtigen Einfluß gehabt haben. Diesen Geist aber wird freilich niemand begreifen, dem nicht die Bedeutung spekulativer Gedanken durch eignes Forschen klar geworden ist.

Welche große Stelle Philosophie in der indischen Litteratur einnehme, wird deutlich erhellen, wenn man sich der Uebersicht des Ganzen nach den vier wichtigsten Epochen aus dem zweiten Buche erinnern will. In der ersten Epoche der Weda's und alles ältesten, was sich zunächst an diese anschließt, so wie in der dritten Epoche der Puranas und des Wyaso ist Philosophie mit allem unzertrennlich verflochten und kein Verständnis ohne sie zu hoffen. In der mittlern zwischen jenen beiden, in der zweiten Epoche mag Philosophie und Poesie etwas mehr gesondert erscheinen, aber wohl schwerlich so sehr als sie es bei den Griechen und überhaupt den Europäern fast immer waren; und selbst die vierte

und letzte Epoche des Kalidās und der andern Dichter unter Vikramaditya, wo die indische Poesie vorzüglich und mehr abgesondert blühte, ist doch noch durchaus auf die Ältern gegründet und nicht von ihnen abzusondern möglich.

Möchte doch überhaupt das indische Studium dazu beitragen, uns zu der größern Art und Ansicht der vortrefflichen Männer zurückzuführen, welche im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert das griechische und das orientalische Studium zuerst gestiftet haben; da man noch nicht glaubte, daß bloße Sprachkenntniß Anspruch auf den Namen eines Gelehrten gebe und fast keiner unter jenen genannt werden kann, bei dem nicht seltne Sprachkenntniß mit der Fülle historischer Kenntnisse und mit einem ernsten Studium der Philosophie wäre vereint gewesen.

Dann würden alle Theile der höhern Erkenntniß als ein untheilbares Ganzes vereint mit desto größerer Kraft wirken und es würden die Herrlichkeiten des Alterthums auch in unsre Zeit lebendig eingreifen und sie zu neuen Hervorbringungen befruchten. Denn niemals entstand noch ein wahrhaft Neues, das nicht durch

das Alte zum Theil angeregt und hervorgerufen, durch seinen Geist belehrt, an seiner Kraft genährt und gebildet worden wäre. Während nun auf der einen Seite alle Vernünftler und die, welche vorzüglich in der Gegenwart leben und von dem Geist derselben sich lenken und beherrschen lassen, fast ohne Ausnahme dem verderblichen und zerstörenden Grundsatz ergeben sind, alles durchaus neu und von vorn wie aus Nichts erschaffen zu wollen, ist auf der andern Seite wahre Kenntniß des Alterthums und der Sinn für dasselbe fast verschwunden, die Philologie zu einer in der That sehr schalen und unfruchtbaren Buchstabengelehrsamkeit herabgesunken, und so bei manchen erwünschten Fortschritten im Einzelnen, doch das Ganze zersplittert und weder Kraft noch lebendiger Geist darin sichtbar.

Ein Vorurtheil, was in dieser Rücksicht viel geschadet hat und noch schadet, ist die Trennung, die man sich zwischen dem orientalischen und dem griechischen Studium und Geist mehr selbst erdacht und willkürlich angenommen hat, als daß diese gänzliche Verschiedenheit in der Wahrheit gegründet wäre. In der Völkergeschichte



sind die Bewohner Asiens und die Europäer wie Glieder einer Familie zu betrachten, deren Geschichte durchaus nicht getrennt werden darf, wenn man das Ganze verstehen will. Aber auch was man in der Litteratur gewöhnlich den orientalischen Styl und Geist nennt, ist nur von einigen asiatischen Völkern hergenommen, besonders von den Arabern und Persern, und von einigen Schriften des alten Testaments, insofern sie bloß als Poesie beurtheilt werden; auf mehre andre Völker paßt es gar nicht. Es besteht diese orientalische Eigenthümlichkeit nach der gewöhnlichen Vorstellungsart, in einer hohen Kühnheit und verschwenderischen Fülle und Pracht der Bilder nebst dem oft damit verbundenen Hange zur Allegorie. Das südliche Klima kann nur als mitwirkende Ursache, nicht als Hauptgrund dieser Richtung der Fantasie gelten, da dieselbe bei so manchen sehr südlichen und auch sehr dichterischen Nationen, wie die Indier, so gar nicht gefunden wird. Die eigentliche Ursache liegt vielmehr in der intellectuellen Religion. Ueberall wo eine solche herrscht, sie sei nun philosophisch tief, und aus göttlicher Liebe hervorge-

gangen, oder aber roh und wüßt wie die Begeisterung des Hochmuths in der Lehre des Mahomed; es wird überall, so lange noch poetischer Geist vorhanden ist, die Fantasie, nachdem sie der alten Mythologie entbehren muß, keinen andern Ausweg finden, als den jener Kühnen allegorischen Bildlichkeit. Daher finden wir diesen sogenannten orientalischen Charakter eben so wohl in vielen Dichtern des Mittelalters (auch in italiänischen und deutschen, nicht bloß in spanischen) als in den romantischen Dichtungen der Perser und Araber, ohne daß wir desfalls zu dem Einfluß der Kreuzzüge unsre Zuflucht zu nehmen brauchten, da die gleichen Umstände in Europa wie in Asien dieselben Folgen hervorrufen mußten. Wie paßt nun aber diese Farbengluth zu der prosaischen Trockenheit der Chinesischen Bücher, oder zu der schönen Einfalt des indischen Styls? Zwar in der Sokuntola des Kalidas fehlt es auch nicht an Blumenschmuck und Bilderfülle; doch auch hier ohne alle Ueberspannung. Die ältern indischen Gedichte vollends, sind noch bildloser als selbst die einfachsten und strengsten Werke der Griechen; die tiefe Seele, die in allem

lebt und athmet, die helle Klarheit, in der alles dasteht, bedarf nicht dieses wilden Feuers, und keiner unerwarteten Schläge und Strahlen der glühenden Fantasie,

Eine andre Eigenschaft, die man auch als eine charakteristische Eigenthümlichkeit orientalischer Werke ansieht, betrifft mehr den Gedankengang im Ganzen und selbst die Anordnung und Composition, die sich durch Dunkelheit oft von den Werken der Griechen unterscheidet. Auf die indischen Werke ist dieses wiederum gar nicht anwendbar, sondern vorzüglich auf die vorhin genannten Nationen. Theils hängt dies wohl zusammen mit der eben geschilderten Ueppigkeit bildlicher Fantasie, und dem Hange zur Allegorie; wo diese im Einzelnen vorwalten, da wird auch im Gliederbau und der Anordnung des Ganzen oft dieselbe bloß andeutende Kühnheit herrschen, und daher Dunkelheit entspringen. Zum Theil dürfte es sich aber auch aus denjenigen Grundverschiedenheiten der Grammatik, die wir im ersten Buch entwickelt haben, erklären lassen. Ich halte dafür, daß alle Werke der Rede dem Gesetz ihrer Sprache von Natur fol-

gen, wenn nicht ein höherer Geist es anders lenkt, oder da wo man durch Vernachlässigung noch tiefer hinabsinkt. Wie nun in den Sprachen, die ihre Grammatik durch Suffixa und Präfixa bilden, die Construction im Einzelnen schwer ist, so wird auch der Gedankengang leicht verworren oder dunkel sein. In den Sprachen, die sich ihr Geschäft durch Hülfswerba und Präpositionen für den Gebrauch am bequemsten abkürzen, wird die Composition zwar leicht und verständlich, gern aber auch nachlässig und formlos sein; Sprachen aber, die durch innere Flexion der Wurzeln eine Fülle von Nebenbestimmungen des ursprünglichen Sinns genau bezeichnen, wie die griechische und die indische, führen von selbst zur schönen Form, wie im Einzelnen der grammatischen Construction so auch im Ganzen der Anordnung und der Composition.

Auch in dieser letzten Beziehung also hat was man orientalischen Geist und Styl nennt, nur eine sehr beschränkte Anwendung auf einige wenige Völker. Zudem giebt's der Ausnahmen und Uebergänge überall genug. So hat die Dunkelheit in dem Gedankengange des Aeschylus

besonders in den Chören, obwohl in einer ganz hellenischen Form, dennoch wirklich etwas Orientalisches, was aber mehr von der leidenschaftlichen Aufregung, dem gewaltsamen Zustande der Fantasie überhaupt herrührt, als von einzelnen Bildern oder von irgend einer Unfähigkeit zur Klarheit. Auch dem Pindar giebt die lyrische Kühnheit der Gleichnisse und Anspielungen, und die Abgerissenheit der Uebergänge einen orientalischen Anstrich; seine Milde und Weichheit bei der heroischen Größe des Inhalts und Gedankens hat etwas von dem Charakter der indischen Gedichte, so weit wir sie bis jetzt kennen. So wie die größten Denker, die tieffinnigsten Philosophen Europa's sich fast immer durch eine entschiedne Vorliebe für das orientalische Alterthum auszeichneten; so näherten sich mehre und zwar besonders große Dichter bei den Griechen, und um nur den einzigen Dante zu nennen, auch bei den Neuern, nur auf eine weniger bewußte Weise, der orientalischen Eigenthümlichkeit und Größe.

So wie nun in der Völkergeschichte die Asiaten und die Europäer nur eine große Familie, Asien und Europa ein unzertrennbares Ganzes

bilden, so sollte man sich immer mehr bemühen, auch die Literatur aller gebildeten Völker als eine fortgehende Entwicklung und ein einziges innig verbundenes Gebäude und Gebilde, als Ein großes Ganzes zu betrachten, wo denn manche einseitige und beschränkte Ansicht von selbst verschwinden, vieles im Zusammenhange erst verständlich, alles aber in diesem Lichte neu, erscheinen würde.

Wenn es natürlich ist, daß der tieffinnige Geist des Mittelalters, auf den unsre ganze Verfassung und jetziges Leben sich gründen, und noch lange gründen werden, uns in der Geschichte, Dichtkunst und Sittenlehre vor allen am nächsten steht, und die Kenntniß desselben für das Leben am wichtigsten ist; wenn das griechische Studium die beste nicht nur, sondern eine durchaus nothwendige Vorbereitung und Schule gründlicher Gelehrsamkeit bleibt, weil nirgends sonst wo die Kritik als Kunst so vollständig ausgebildet worden; wenn endlich auch die Kunst, die Philosophie und Poesie der Griechen, falls wir nicht bloß bei der äussern Form stehen bleiben, wie die Buchstabengelehrten und gewöhnlichen Aesthetiker und Kunstkenner, theils an sich von hohem Werthe,

theils aber auch ein unentbehrliches Mittelglied der europäischen Bildung und der orientalischen Ueberslieferung sind, so wie die römische Literatur den Uebergang von den Griechen zum Mittelalter bildet; so dürfte doch das indische Studium allein dahin führen, die bis jetzt noch ganz unbekanntten Gegenden des frühesten Alterthums aufzuhellen, und dabei an dichterischen Schönheiten und philosophischem Tiefsinn nicht minder reiche Schätze darzubieten haben.

Und wenn eine zu einseitige und bloß spielende Beschäftigung mit den Griechen den Geist in den letzten Jahrhunderten zu sehr von dem alten Ernst oder gar von der Quelle aller höhern Wahrheit entfernt hat, so dürfte diese ganz neue Kenntniß und Anschauung des orientalischen Alterthums, je tiefer wir darin eindringen, um so mehr zu der Erkenntniß des Göttlichen und zu jener Kraft der Gesinnung wieder zurückführen, die aller Kunst und allem Wissen erst Licht und Leben giebt.





**I n d i s c h e   G e d i c h t e .**



---

Ich setze diesen Bruchstücken indischer Dichtkunst einige Bemerkungen über die Handschriften voran, nach denen die Uebersetzung gemacht worden, über die Orthographie, das Sylbenmaaß und endlich über die Auswahl der verschiedenen Stücke.

Die Handschrift des *Ramayon* gehört zu den schönsten, welche die Pariser Bibliothek besitzt. Sie ist in großen *Devonagori*-Charakteren auf Quartblättern von Papier geschrieben. Die Handschrift des *Manovodharmoshastron* in bengalischen Charakteren auf länglichten Papierblättern, in Form derer aus Baumrinde, gehört wohl weder in Rücksicht der Schönheit noch der Correctheit zu den vorzüglichsten. Von dem *Bhogovotgita* giebt's vier verschiedne Hand-

schriften in kleinem Format, als Bücher gebunden; sie sind sämtlich in Devonagori-Charakteren, einige mit Scholien, der Text ist sehr correct. Von dem Mohabbarot ist ein gut geschriebenes Exemplar in bengalischen Charakteren auf Baumrindenblättern vorhanden.

Was die Orthographie betrifft, so habe ich den kurzen Vokal, der ausgenommen am Anfang des Wortes nicht geschrieben wird, in dem grammatischen System als ein kurzes a gilt, in der neuern Aussprache aber o lautet, o geschrieben; theils wegen der Autorität, welche der noch lebende Ton, so sehr auch die Sprache selbst entartet sein mag, immer behalten muß, wie man auch im Griechischen vielleicht besser gethan hätte, die Aussprache der Neu-Griechen nicht so ganz zu verlassen; theils aber ist es geschehen, um den Hebellaut zu vermeiden, der aus den zu sehr gehäuften a entsteht, und damit die Quantität desto leichter beobachtet werde, da wir eher gewohnt sind, ein o besonders am Ende des Wortes kurz sprechen als ein a. Das d der ersten Reihe, welches wie eine eigne Art von r lautet, und Jones durch einen Punkt, die Perser

aber unter dem Nahmen des indischen Dal mit vier Punkten bezeichnen, habe ich dem Klange gemäß r geschrieben. Die zusammengesetzten Consonanten jño und ksho, welche ghyo und khyo gesprochen werden, habe ich aber ungeachtet der kleinen Härte nicht nach der Aussprache, sondern nach der grammatischen Strenge geschrieben, da es in manchen Fällen selbst für die Etymologie wichtig ist. Die verschiedenen Arten des nasalen n durch Zeichen zu unterscheiden, schien mir überflüssig, da dieser Unterschied doch für uns ganz verloren geht, und wer indisch schreiben kann, ohnehin aus dem vorhergehenden Consonanten weiß, welches der verschiedenen n er zu nehmen hat. Die Consonanten v, j, ch werden gesprochen wie im Englischen. Das erste s, welches Jones durch einen Strich zur Unterscheidung bezeichnet, wird von den Portugiesen (deren Orthographie der Verfasser des Pariser Manuscriptes No. 283 befolgt) wie von den meisten andern so bezeichnet, daß man glauben muß, es laute wie sh; wenigstens müßte man, wenn man Shastra schreibt und spricht und nicht Castra, auch Shivo und Shokuntola, nicht Sivo und

So kuntola schreiben und sprechen, weil es derselbe Buchstabe ist; doch habe ich mich hierin nicht von dem bisherigen Gebrauch entfernen wollen, da es nicht von großer Wichtigkeit ist.

Die indische Sprache hat, obwohl das ganze System der Sylbenmaasse noch sehr verschieden sein mag, doch einige der wesentlichsten rhythmischen Grundgesetze mit der griechischen Sprache gemein. Die Vokale sind theils von Natur lang, theils kurz wie im Griechischen. Lang sind a, e, oi, au; kurz spreche man in den indischen Nahmen der folgenden Gedichte das o, u, i, ausser wo die Länge ausdrücklich bezeichnet ist. Die Sylbe, deren Vokal kurz ist, kann durch Position lang werden, genau wie in den alten Sprachen. Jene Eigenheit der griechischen Metrik, da mit Beiseitsetzung der Sylbenzahl an gewissen Stellen für eine lange Sylbe zwei kurze gesetzt werden dürfen, habe ich wohl in dem Gitogovindo des Jyodevo bemerkt, wo statt des Daktyls —oo auch vier kurze Sylben oooo gebraucht werden. In demjenigen Sylbenmaasse aber, worin die nachstehenden Bruchstücke wie die meisten alten Werke der Indier abgefaßt sind, findet diese

Freiheit nicht Statt, sondern die Sylbenzahl wird streng beobachtet. Es bestehen diese Schlöken oder indischen Distichen, aus zwei sechzehnsylbigen Versen, deren jeder in der Mitte einen Abschnitt hat, so daß das ganze Distichon aus vier gleichen achtsylbigen Gliedern oder Füßen nach der indischen Benennung besteht. Diese sechzehnsylbigen Verse haben alle einen jambischen Ausgang  $\text{u—u—}$ , selten  $\text{u—uu}$ . Außerdem kommen aber an jeder andern Stelle statt des Dijambus auch Antispasten, Choriamben, Dichoreen, Jonici, Epitriten, seltner Paeone aller Art vor. Doch ist auch in dem ersten und dritten Fuß oder Versgliede des Distichons die fünfte Sylbe fast nie lang.

In diesem Sylbenmaasse sind alle nachfolgenden Bruchstücke gedichtet; nur als seltne Ausnahme kommen zwischen jenen sechzehnsylbigen Versen einige längere vor, meistens um einen höhern lyrischen Schwung zu bezeichnen. Auch diese sind in Distichen. In denen, die aus vier zwölfsylbigen Gliedern oder Füßen bestehen, ist das Schema meistens dieses  $\text{u—u—uu—u—u—}$ . In denen, die aus vier eilfsylbigen bestehen,

— — — — —. Doch habe ich dabei noch manche Abweichungen und Verschiedenheiten bemerkt, Ich hatte der Verse dieser Art nicht genug vor mir, um alle Verschiedenheiten des Schema's daraus abnehmen zu können.

Ich glaubte, es würde dem Leser angenehm sein, einen Versuch zu sehen, in wiefern die Bildsamkeit unsrer Sprache, die mit der griechischen so glücklich wetteifern konnte, sich auch dem Gange der ehrwürdigen alten indischen Sprache anzuschmiegen vermöchte; es versteht sich aber wohl von selbst, daß ein erster Versuch der Art nicht auf die Vollkommenheit Anspruch machen kann, die es vielleicht in der Folge zu erreichen möglich sein wird, wenn wir das metrische System der Indier aus einem prosodischen Werk seinem ganzen Umfang nach kennen werden, wo sich denn auch die Frage wird entscheiden lassen, in wiefern es bei der Uebersetzung möglich sei, auch auf die dreifache Geltung der Sylben im Indischen (s. Monu's Gesetzbuch II, 125.) Rücksicht zu nehmen.

Noch bemerke ich, daß wo der Inhalt lehrend ist, wie in Monu's Gesetzbuch oder im Bhogo-



votgita, jedes Distichon zugleich einen periodischen Abschnitt bildet; in den epischen Stücken aber aus dem Ramayon und aus der Geschichte der Sokuntola geht der Sinn oft aus einem Distichon in das andre hinüber.

Der Anfang des Ramayon erscheint hier zum erstenmal übersetzt; daher habe ich selbst von der einleitenden Anrufung nichts weglassen wollen. Wo die Lesart oder die Auslegung mir zweifelhaft war, habe ich es in den Noten bemerkt.

Aus dem Gesetzbuche Monu's und dem Bhogovotgita, die durch Jones und Wilkins schon bekannt sind, habe ich aus erstem alles zusammengestellt, was die Kosmogonie betrifft; aus dem andern aber mehre der merkwürdigsten Stellen ausgewählt, welche die Lehre von der Einheit, die der Inhalt, Zweck und Geist des Ganzen ist, darstellen und entwickeln. Beides dient als Belege zu den Bemerkungen über indische Philosophie im zweiten Buche der Abhandlung.

Die Stücke aus der Geschichte der Sokuntola können als ein Beispiel der ältern indischen

Poesie dienen, wenn man die verschiedene Behandlungsort der schönen Geschichte in dem alten Heldengedichte und dem lieblichen Drama des Kalidas gegen einander hält.





## I.

## A n f a n g d e s R a m a y o n .

Dieses Buch fängt an, wie alle alten indischen Bücher, die wir bis jetzt kennen; mit einer Geschichte oder Dichtung von Entstehung des Buchs und von dem Verfasser desselben. Der Seher Balmiki, dem der Ramayon zugeschrieben wird, ist eben so wohl als Monu und Vyaso, eine zum Theil mythische Person.

Diese Einleitung enthält die Erzählung, wie der Sehergott Narodo dem Balmiki die hohe Tugend und die Thaten des noch lebenden Ramo bekannt macht. Erfüllt von diesem Gegenstande, erfindet Balmiki, durch einen andern Zufall veranlaßt, die Werkkunst; darauf erscheint ihm

Brahma in seiner Einsiedlerhütte, bestärkt ihn in seinem Entschluß und ermuntert ihn, den Ramo zu besingen, indem er ihm die hohe Vollkommenheit und die ewige Dauer seines Gedichts weissagend entdeckt.

Es geht dieser Erzählung noch eine kurze einleitende Anrufung vran; zuerst an den Helden, sodann an den Dichter und sein geheiligtes Werk, an den wunderbaren Waffenbruder des Helden, einen mit Verstand begabten Waldmenschen oder Affenfürsten, und wieder an den Dichter.



## Segen und Heil!

Dem göttlichen Kamo Preis!

Ein Sieger ist des Stamms von Koghu Hier,<sup>1)</sup>  
 Kausolya's herzensgeliebtestes Kind, Kamo,  
 Der dem Doschorodono den Tod gab, Doschoroth's  
 Iotosgeaugter Sohn.

Dem Fürsten Heil der Einsiedler, jenem Büßer in  
 feeligem Glanz,  
 Aller Weisheit Besizherren, ihm, Walmiki dem  
 Seher, Heil!

---

1) Kamo, Sohn der Kausolya von dem Doschoroth, aus dem Geschlecht der Sonnenkinder. Der Getödtete unstreitig einer von den vielen Riesen und wilden Kriegeren, die Kamo besiegt hat.

Sie, die stets *Namo Namō* singt, süßes mit süßem  
 Klange sagt,  
 Geschwungen auf des Dichters Zweig, grüß ich *Wal-  
 mīki's* Machtigall!  
 Wer dieses Einsiedlerlöwen, der im Haine des Dichters  
 wohnt,  
*Walimīki's* Lied von *Namo* hört, wohl erreicht der  
 das höchste Glück.  
*Walimīki's* Bergen entsprungen, hin sich stürzend in  
*Namo's* Meer,  
 Verherrlicht herrlich das Weltall des *Namayons* ge-  
 waltger Strom.  
 Welches von Flecken ganz rein ist, auch an Bächen  
 und Blumen reich,  
 Heil dem, der es hervorbrachte, des *Namayons* er-  
 habnes Lied!  
 Wer immer trinkt, so lang er lebt, des *Namayono's*  
 Göttertrank,  
 Nimmer satt, der sei mir gegrüßt, als frommer Weiser,  
 rein von Schuld!  
 Den Held in Demuth erzogen, <sup>2)</sup> ihn, der *Fanoki's* <sup>3)</sup>  
 Schmerz vertilgt,

---

2) Anspielung auf die ~~W~~ Bannung des *Namo*.

3) *Fanoki*, d. i. die Tochter des *Jonoko*, *Eita*, *Namo's* ge-  
 liebte Gemahlin.

Den Affenfürst, 4) desß Blick tödtet, grüß ich, der  
Konka Schrecken gab!

---

Siegreich ist des Stamms von Bhriḡu 5) Bier, der  
Dichter Erster und Fürst der Priester, Balmīki,  
Der in reizende Verse gebunden, bildete des Nāma-  
non's Werk hier;

Wo aller Pflichten Lehre, wo zu lesen Heldenfreundschaft,  
wo vollständig ganz des Lehrers Amt,  
Wo was Balmīki, der herrlichen Dichter herrlich-  
ster, in dem Nāmanon's Lied redete,  
welches Schöne ist da nicht? 6)

---

4) Honuman, der Kampfgenosse des gleich dem Bākhus von halbthierischen Naturen wunderbar umgebenen Namo. Ein Bildniß des Honuman findet sich unter den Figuren zu Maier's mytholog. Wörterbuch B. 2. Taf. 4.

5) Bhriḡu, einer der zehn großen Rishi's oder heiligen Altväter und Weisen der Urwelt, wird hier als Stammvater des Dichters Balmīki genannt.

6) In den letzten Versen, so wie in dem ersten Distichon dieser Anrufung folgte ich dem rhythmischen Gange der Urschrift so gut als es möglich war, da das Schema mit welcher nicht vorgekommen ist, einiges auch ganz unregelmäßig scheint.

Sprache und Styl ist in der vorstehenden Anrufung merklich jünger als in dem übrigen. In dem nun folgenden Stück aber ist kein bedeutender Unterschied in dieser Rücksicht von der Sprache im Mohabharot oder den Puranas wahrzunehmen, obwohl die Ueberlieferung dem Walmiki ein ungleich höheres Alter beilegt als dem Wjaso.

### N a r o d o ' s   R e d e .

Der Inhalt ist folgender: Walmiki fragt den Narodo, wo ein vollkommner Held zu finden sei. Narodo nennt den Ramo als einen solchen und ergießt sich in sein Lob.

---

In Andacht Forschens sich freuend, kam, der fromm  
 alle Kund umfaßt,  
 Den Narodo zu befragen, Walmiki hoher  
 Seher Fürst.

### W a l m i k i .

Wer verdient in der Welt Lob hier, in den Tugenden  
 den Allen groß,



4. So die Pflicht wie die That kennend, wahr in  
Worten, im Glauben fest?  
Er selbst hoch wandelnd in Tugend, allen Wesen  
befreundet wer?  
Der beredt und zugleich thatvoll, wer der Lieb-  
lichste auch zu sehn?  
Ob des Borns Macht in sich siegend, würdereich  
wer und achtbar stets,
8. Daß der Glanz solchen Sohns strahlend selbst die  
Göttin verherrlichte?  
Wer hat groß Heldenkraft funden, drei Welten <sup>1)</sup>  
gar zur Rettung gut;  
Wer der gutes den Völkern thut, der Tugendhaf-  
ten Zuflucht wer?  
Und die allschön, wem naht Lokshmi <sup>2)</sup> unter  
den Menschen sie allein,
12. Der dem in Feuer, Luft, Sonne waltenden  
Gott Upentro <sup>3)</sup> gleicht? —

---

1) Drei Welten giebt es nach der indischen Lehre; eine der Wahrheit, eine des Glanzes oder des Scheins, und eine der Finsterniß.

2) Lokshmi, die schönste, lieblichste, seligste der Göttinnen; sonst auch Eri genannt, Gemahlin des Vishnu.

3) Upentro, nach dem Omorocoscha ein Beinahme des Vishnu. Es waren in der Mitte dieses Verses zwei Sylben unleserlich. Ich habe nach der Wahrscheinlichkeit übersetzt, daß die erste Hälfte des Verses noch ein Prädikat von Upentro bildet.

Solches begehrt' ich zu hören in Wahrheit,  
 Narodo, von dir!  
 Gott und Weiser, wohl kannst du ja selbst be-  
 lehren den kundgen Mann.

Als dieß, der die drei Zeiten kennt, Narodo  
 hört, Balmiki's Wort,  
 16. //Merkt' auf!// also ihn anrufend, spricht er dann  
 zu dem Heiligen:

N a r o d o.

O wohl schwer mag man die finden, die dein Lob  
 preißt, die Tugend all;  
 Einmal auf dieser Erdwelt hier wird Vollkommen-  
 heit schwer erlangt.  
 Seh ich doch selbst bei den Göttern keinen, der  
 solches Ziel erreicht;  
 20. Hör' denn, wer solcher Tugend voll, wie ein Mond  
 vor den Menschen strahlt.

Ishvaku's 4) Stamm hat ihn gezeugt, Namō  
 heißt er, der Tugend übt;  
 Mit jenen und noch weit größern Gaben begabt,  
 der herrlich glänzt.

---

4) Ishvaku, einer der königlichen Ahnherrn des Stamms  
 der Sonnenkinder; Sohn des Bivostvan, der ein Sohn  
 des Suryo, des Sonnengottes ist.

- In sich selbst herrschend, großmüthig, würdevoll,  
strahlenreich und stark,
24. Weisheitsvoll, auch der Pflicht stets treu, siegreich,  
der jeden Feind bezwingt.  
Der großgliedrig und starkarmicht Konvugri-  
vo'n<sup>5)</sup> getödtet hat,  
Der starkmuthig und mächtger Kraft Gudor-  
ionu<sup>5)</sup> den Feind bezwang.  
Des Arm zum Knie hängt, hoch von Haupt, er  
der stark, wahrer Tugend reich,
28. Gleichmüthig, schöngegliedert ist, herrlicher Farb'  
und würdevoll,  
Des Auge groß, von mächtger Brust, Günstling  
des Glücks und schön zu sehn,  
Wohl das Recht kennend, wahr strebend, seines  
Zorns Meister, Herr des Sinns.  
Der Weisheit tiefgedacht besitzt, rein, mit Hel-  
dengewalt begabt,
32. Schuh und Ketter des Weltenalls, Gründer,  
Erhalter auch des Rechts;  
Alle Glieder der Schrift<sup>6)</sup> wissend, aller Bücher  
wohl kundig auch,  
Aller Schrift Deutung grundgelehrt, tugendreich,  
der im Glanze strahlt;

---

5) Die beiden genannten ohne Zweifel einige von den vielen  
Diesen und wilden Kriegern, die Kamo besiegt hat.

6) Alle Theile oder Glieder des Vedo.

- Allen Menschen beliebt, bieder, von Geist heiter  
und hochgelehrt,
36. Stets die Guten sich nach ziehend, wie zum Meer  
eilt der Ströme Lauf.  
Er der wahr, gleich und gleichmüthig, der einzig  
und hold von Ansehn ist,  
Kamo stehend am Tugendziel, Kausolya's  
Lieb' und hohe Lust;  
Freigebig wie das Weltmeer ist, standhaft gleich  
wie der Simovan, <sup>7)</sup>
40. Vishnu'n ähnlich an Heldenkraft, standhaft so  
wie der Berge Herr; <sup>8)</sup>  
Zornflammend wie das Weltfeuer und im Dulden  
der Erde gleich,  
Spendend wie der Reichthumsgott, Zufluchtsort  
dessen was wahr und recht,

---

Ehe wir den Narodo, der nun zur Geschichte Kamo's übergeht, weiter anhören, wollen wir erst in kurzem erwähnen, was dem Zeitpunkt, wo Narodo's Erzählung anhebt, voranging.

Kamo's Erscheinung wird nach der indischen Sage als die siebente Menschwerdung des

---

7) Die indischen Alpen im Norden.

8) Beinahme des Sivo.

Viſhnu betrachtet. Sie ward durch die Klagen veranlaßt, welche vor dem Brohma kamen, über die Unthaten des Riesen Navono, Königs zu Lonka und seiner Genossen, die sogar den Indro bekriegten. Um ihn zu bekämpfen, entschließt sich Viſhnu, menschliche Gestalt anzunehmen, als Sohn des Doshorocho, Königs von Dyoðhya.

Doshorocho hat von drei Gemahlinnen vier Söhne; von der Kaufolya den Kamo, von der Koika den Whoroto und von einer dritten, deren Name verschiedentlich angegeben wird, noch den Lokshmoño, den Freund und Begleiter des Kamo, und einen vierten, der Whorots Begleiter war. Doshorocho will den erstgeborenen Kamo feierlich zum Erben erklären und einsetzen. Aber Koika, die ihrem Gemahl große Dienste erzeigt hatte, benutzte sein ihr deshalb gegebenes Versprechen, jede Bitte zu erfüllen, die sie an ihn thun würde. Sie begehrt, daß Kamo auf zwölf Jahre verbannt, Whorot aber an seiner Stelle zum Erben erklärt werde.

Hier beginnt Narodo's Erzählung, die zugleich eine gedrängte Inhaltsanzeige des ganzen Gedichts ist. Damit die Menge der Namen

und in engen Raum zusammengehäuften historischen Anspielungen die Aufmerksamkeit nicht zu sehr verwirren, setzen wir den Hauptfaden der Geschichte voran, mit Weglassung aller Nebenumstände.

Kamo geht in den Wald, wohin ihm sein treuer Bruder Lokshmoño und seine geliebte Sita folgt. Der alte Doshorocho stirbt vor Gram; nach seinem Tode wird Whoroto der einmal gemachten Anordnung des Vaters gemäß zum Königthum berufen. Er will es aber nicht annehmen, sondern geht in den Wald zu Kamo und bietet diesem das Reich an. Kamo verweigert es und bewegt den Whorot zurückzukehren, der dann die Regierung antritt und zu Mondigramo seinen Hof hält.

Kamo irrt ferner in der Wildniß umher und fängt nun an die Riesen zu bekämpfen, wozu ihm Indro's Waffen verliehen werden. Er tödtet viele derselben; Navono, der Riesenkönig zu Lonka, geräth darüber in Zorn und sinnt auf Rache. Durch List entführt er die schöne Sita, Kamo's Geliebte; wobei er den wunderbaren Geier, den Wächter in Kamo's

Behausung, tödtet. Als Kamo den Leichnam desselben bestattet und verbrennt, läßt sich eine weissagende Stimme aus der Flamme vernehmen, die dem Kamo angiebt, was er nun ferner zu thun habe.

Er verbündet sich jetzt mit den beiden wunderbaren Waldmenschen oder Affenhelden, Honuman und Sugrivo. Er tödtet durch Sugrivo's Rath unterstützt einen der Hauptgegner und furchtbarsten Riesen, den Bali. Honuman schwimmt durchs Meer nach der Insel Lonka, befreit Sita, tödtet viele Riesen und verbrennt die Stadt Lonka. Dann geht er zum Kamo und bringt ihm die frohe Botschaft. Kamo geht an den Strand des Meeres; Somudro d. i. der Oceanus giebt ihm selbst die Mittel an, die bekannte wunderbare Brücke nach der Insel Lonka übers Meer zu schlagen. Er tödtet den Ravono und findet seine geliebte Sita wieder, hegt aber ein Mißtrauen, ob sie ihm auch die Treue bewahrt habe. Sita beweist ihre Unschuld durch die Feuerprobe. Alle Götter sind hoch erfreut darob und er eilt nun nach Mon-

digramo, wo die Brüder dann vereinigt herrschen, und ferner in Freude und Herrlichkeit leben.

Es folgt eine kurze Schilderung von der goldenen Zeit, welche die Menschen unter Ramo's Herrschaft jetzt erleben, und eine Weissagung wie lang dieselbe noch dauern wird.

Was die vielen andern Nahmen von Helden betrifft, die ausserdem noch in der Erzählung vorkommen, so begnüge man sich zu wissen, ob es Freunde und Bundsgenossen des Ramo, oder Gegner und Feinde desselben sind, welches allemal aus dem Zusammenhange klar ist 9).

Narodo fährt also in seiner Rede fort:

Nun diesen tugendbegabten, Ramo, den wahrhaft  
wandelnden

44. Trefflichen Erstgeborenen, Doshorocho's ge-  
liebten Sohn,

9) Ich habe überhaupt dieses Werk nicht durch Erklärung solcher Nahmen und Dinge anschwellen wollen, die schon in andern Büchern erklärt worden sind. Denen aber, welchen die indische Litteratur und Mythologie noch fremd ist, empfehle ich zum Nachschlagen Maier's mythologisches Wörterbuch, wo das bis jetzt bekannte mit Sorgfalt gesammelt und mit Klarheit dargestellt ist.



- Seines Volks hochbegünstigten durch angebohrner  
Anmuth Kraft,  
Wollt' als Erbherrn zum Königthum erhöhen der  
herrlich strahlende.  
Doch dieser Weihe Fest sehend, hat die dem  
Koiki-stamm entsproß,
48. Erster Bitte Geschenk nehmend, diese Bitte vom  
Könige:  
Daß Namo gleich verbannt werde, Bhoroto  
dann erhoben sei.  
Der König um des Worts Wahrheit, von des  
Rechts Bande fest umstrickt,  
Verbannte selbst seinen Namo, Doshoroth  
den geliebten Sohn.
52. Jener ging nun der Held waldwärts, die Gelo-  
bung erfüllend gleich,  
Was seines Vaters Befehlswort, wie es der  
Koika Haß bewirkt.  
Nach wandert da dem wandernden Kofshmono,  
nach ihm eilet er,  
Aus Liebe, der bescheidenen Sinns wohl ein  
Freund, Freudegeber war;
56. Bruder war er des Bruders Lust, bewährend edlen  
Bruderbund.  
Auch das geliebte Weib Namo's, stets geachtet  
dem Leben gleich,

Die von Jonoko's Geschlecht stammt, Maya <sup>10)</sup>  
 der Göttin gleich an Werth;  
 Jeglicher Bieder reichbegabt, der Frau Erste  
 an frommem Sinn,

60. Schön und jugendlich blühend sie, sitzsam wandelnd der Pflicht gemäß;  
 Sita auch war gefolgt Namo'n, wie Nohin's Gestirn <sup>11)</sup> dem Mond.

Ihn begleitet des Volks Menge, auch Doshoroth  
 der Vater weit;

Bei Sringover am Rand Gonga's trennt  
 er von seinem Sohne sich.

64. Zu Guho geht der gerechte, Nishado's <sup>12)</sup>  
 werthem Könige.

Mit Guho nun vereint Namo, mit Lokshmono,  
 mit Sita auch,

Nach Gonga's Lauf, in Freud' allstets, hin zum  
 Walde da wandern sie.

10) Die göttliche Täuschung, woraus die Welt der Erscheinung entspringt. Man könnte es auch ohne Personification geben: „einer Göttererscheinung gleich.“

11) Eine weibliche Sterngöttin, die der Mond liebt, in dessen Nähe sie immer weilt.

12) Ob Nishado ein Volk oder einen Ort bezeichne, ist aus der Form des Wortes nishad'adhivotin nicht klar.

- So von Walde zu Wald gelangt, den Strom  
 durchschreitend mächtger Fluth  
 68. Folgend Bhoro d vo i o's <sup>13)</sup> Geheiß, gehn sie auf  
 Chittrokudo's Berg.  
 Frohe Sitze hier gleich gemacht vom frohsinnigen  
 Lokshmono,  
 Wohnt da mit Sita zugleich dann Nam o, der  
 hochgeliebte Mann;  
 Göttlich nach der Gondhorven <sup>14)</sup> Art siedeln  
 die nun allda mit Lust.  
 Als die drei auf dem Chittrokud seelig vereinet,  
 glänzt der so  
 Wie erstiegen der Berg Meru vom Boifrivon  
 und Shonkor <sup>15)</sup> einst.  
 Da nun Nam o auf dem Berg war, Schmerzge-  
 quält um den Sohn der Fürst  
 Ging er auf, König Deshoroth, zum Himmel,  
 klagend noch den Sohn.  
 76. Nach dessen Hingang Bhoro to, durch der Priester  
 Bosishto's <sup>16)</sup> Wahl

---

13) Einer der großen Kishi's, oder heiligen Urväter der  
 Urwelt.

14) Die Gondhorven sind die guten und seligen Luftgeister,  
 Genien der Musik.

15) Seinahme des Sivo. Die Erstelung des Berges Meru  
 ist eine seiner berühmtesten Thaten.

16) Einer der großen Kishi's, nach dieser Sage Haupt der  
 Priester im Königreiche Dyodhya.

Berufen gleich zum Königthum, will nicht König  
sein, groß gesinnt.

Zu dem Wald ging er der Held fort, Namo's  
Fuß zu verehren wohl,

Eilend ging er zum Namo hin, zeigend wie er  
bescheidenen Sinne.

80. Als Bhoroto, der großmüthige, auch der Stadt  
schnell enteilt nun war

Zum Bruder Namo so bittend, offenbart er sein  
hohes Herz:

„Ergreif das Reich, du Gerechter!“ — Dieß das  
Wort, so er Namo sagt.

Ansehend ihn, als ers bedacht, will er das Reich  
nicht, großgesinnt,

84. Zu des Füßen Verzicht leidend <sup>17)</sup> wieder und  
wieder auf das Reich,

So ließ den Bhoroto alsdann heimkehren er,  
der älter war.

Der, als er nicht den Wunsch erreicht, des  
Namo Fuß <sup>17)</sup> ergriffen hat,

17) D. h. ihm verehrend zu Füßen fiel, wie v. 78. Es kann aber in diesen Versen vielleicht auch eine Anspielung auf den sonderbaren Umstand der Geschichte enthalten sein, der bei Roger vorkommt, S. 261. der deutschen Ausg.; daß nämlich, da Namo den Thron nicht annehmen wollte, Bhoroto seine Schube von ihm begehrt habe, damit er denen dienen möge, bis Namo wieder käme. Dem gemäß

- Zu Mondigramo, dann Hof hielt, Namo's  
Rückkunft noch wünschend stets.
88. Als gegangen nun Bhoro to war und der selig,  
der Sinne Herr,  
Namo nochmals gesehn wieder von der Stadt  
und dem Volke war,  
Hat nach der Rückkunft alsbald er gen Don-  
doka sich hingewandt,  
Zum Wald dringend dem mächtgen, Namo der  
Lotosäugichte,
92. Erschlug den Riesen Viradho, kam Soro-  
bhongo'n dort zu sehn,  
Den Sutkschno und Dgostyo,<sup>18)</sup> Dgostyo's  
Bruder auch sodann.  
Nun des Dgostyo Wort folgt' er, ergriff des  
Indro's<sup>19)</sup> Pfeilgeschosß,

---

wäre denn das paduka (cas. 7.) im Verse 84. und 86.  
zu erklären. Paduka wird in meinem Exemplar des  
Omorocsha im Bhukando, crepida ex corio erklärt. Da  
ich der ganzen Stelle in Rücksicht der Lesart nicht völlig  
sicher war, so habe ich es in der Uebersetzung unbestimmt  
gelassen.

18) Ein Brahmin der Vorzeit, der als Heiliger verehrt wird.

19) Indro, als König der guten Geister, ist in dieser so wie  
in allen Menschwerdungen des Vishnu dessen treuer  
Bundsgenosse und Freund. Auch die Nishis stehen auf  
seiner Seite.

Schwerdt auch der herrlich beliebte, die Brust und  
Herz durchbohrenden.

96. In dem Wald nun, wo Namo war, vereint  
mit Waldbewohnenden,  
Kamen all zu ihm die Heiligen, <sup>19)</sup> auf Tod sin-  
nend der Riesenbrut,  
Als die herrlichen Altväter Dondoka's Wald  
bewohnten.

Ihrem Bruder allda vereint, wohnte in Sono-  
stano auch

100. Misgestaltet Schürnonoka, Riesin in Liebes-  
wuth entbrannt.

Als auf Schürnonoka's Rathschlag all her-  
ankam das Riesenvolk,

Hat den Khoro und Dūshono, den drei-  
köpfigten Riesen da,

Wohl bezwungen im Kampf Namo, er allein  
all das Riesenvolk;

104. Nächst jenen all ihr Kriegsherr auch, vierzehn-  
tausend wohl an der Zahl.

Als der Riese die Schlacht vernahm, des Lob drei  
Welten schon gehört,

Hohen Ruhms, Navono hieß er, schöngestaltet  
und mächtger Kraft,

Riesenkönig und starker Held; Navono, hohen  
Zorns entbrannt,

108. Berasie sich zum Kampfhelfer er den Riesen  
 Marīcho dann.  
 Oft gewarnt ward noch Navono vom Marīcho,  
 der zu ihm sprach;  
 „D nicht Born wider den mächtgen, Geduld,  
 Navono, hege du!“ —  
 Vernommen hat wohl die Rede Navono, aber  
 todbestimmt
112. So ging er mit Marīcho nun nach des Ramo  
 Behausung hin.  
 Als die Truglist <sup>20)</sup> von dem weit erst des Königs  
 Söhne hat entfernt,  
 Navono da hineindringend, ergriff die Götter-  
 kinder gleich,  
 Ramo's geliebtes Weib Sita, tödtend den  
 Geier Sonnyush.
116. Als den Geier getödtet sah, das wohl treffliche  
 Weib geraubt,  
 Roghu's Sohn, von dem Schmerz betäubt weinen  
 begann er, Sinns beraubt;

---

20) Die List war folgende. Er verwandelte einen der Seini-  
 gen in einen schönen goldner Hirsch, und machte daß Sita  
 ihn erblicken mußte. Sie ward lüstern danach und bat  
 den Ramo, daß er ihn fangen möchte. Die Brüder  
 jagten ihm nach, aber der Hirsch entflo. Während sie  
 entfernt waren, trat Navono in der Gestalt eines hüßen-  
 den Sonnyosi zur Sita und beehrte Almosen von ihr,  
 wo er sie dann mit Gewalt ergriff und nach Lonka führte.

- Hat verbrannt dann zu Kafutsho den Geier  
 Koyoyusho drauf,  
 Kobondho'n<sup>21)</sup> dann erblickt furchtbar, Do-  
 nu's Sohn, den gewaltigen.  
 120. Den im Grimm dieses Zorns wüthend, den  
 Kobondho den schrecklichen  
 Erschlug er, verbrannt ihn im Graß,<sup>21)</sup> da ward  
 ein Wunderwesen draus,  
 Und sprach also den Namo an: „Zur Sho-  
 vorī,<sup>22)</sup> die tugendsam;  
 „Zur Shovorī, der heiligen, dahin geh, du  
 von Koghu's Stamm!“ —
124. Des Worten ist gefolgt Namo; schuldlos mit  
 Kōkshmono zugleich  
 Ging er hin, der so hoch strahlte, zur Shovorī,  
 der Siegerheld.  
 Und geehrt hoch von Shovorī, Namo,  
 Doshoroths eigener Sohn,  
 Kam zusammen am Rand Gonga's er mit dem  
 Waldmann Sonuman,
- 

21) Unstreitig einer seiner Feinde, den er im Unmuth mit in die Flamme des Scheiterhaufens warf, der aus dürrem Kraut und Graß errichtet war.

22) Welchen Theil diese an der Geschichte habe, ist aus dem Zusammenhange nicht klar und mir auch sonst nicht bekannt.



128. Kam des Sonuman. Nath folgend mit Sugrīvo zusammen auch.

Dem Sugrīvo hat dieß alles Ramo's Affe sodann erzählt,

Wie von Anfang es war geschehn, auch Sita's hohe Tugenden.

Sugrīvo, da er dieß alles gehört, Ramo's Geschick und Art,

132. Da macht er Freundschaft mit Ramo, hat beim Feuer gelobt den Bund. <sup>23)</sup>

Darauf vom König der Affen ward im Gespräch, vom schrecklichen,

Kund ganz all das gethan Ramo'n, mit Demuth und mit Trauer auch.

Abrede mit dem Naghiden schloß er sodann zu Bali's Tod.

136. Der Affe drauf verkündete Bali's Kraft, des gewaltigen;

Für den Ramo um Bali's Kraft war Sugrīvo von Furcht erfüllt.

Liebevoll für den Naghiden hat ihm Sugrīvo da gezeigt

Dundubhi's mächtigen Körper, der groß wie ein Gebirge war. <sup>24)</sup>

---

23) Ein heiliger Gebrauch, das Bündniß desto mehr zu bekräftigen.

24) Das folgende geschieht vom Sugrivo wohl, um den Ramo

140. Fasslosend Dundubhi's Körper warf er wohl  
 hundert Meilen weit,  
 Höhlt mit dem Pfeil der See'n sieben dann zu  
 Dnotoporvon aus.  
 Der Berg Kafatolon wurde der Freundschaft  
 Stätt' und Heimath da.  
 Und nun faßte zu deß Freundschaft ein Vertrauen  
 der Affenfürst,
144. Sugrīvo, der herrliche Waldmensch, reicht an  
 der höchsten Freude Ziel.

Als mit dem Affenkönig nun Bündniß gemacht  
 der starke Held,  
 Da entstand Lieb' und Neigung auch eines zum  
 andern diesen zween.  
 Als den Bundseid sodann vollbracht der Mannes-  
 und der Affenfürst,

148. Ging mit dem Kamo er zugleich nach Kish-  
 kindha der Heimath hin.  
 Als bald rief Hori, <sup>25)</sup> den großen, Sugrīvo's  
 Donnerstimme an,  
 Auf den Ruf, der so mächtig schall, kam denn  
 Hori, der König, gleich.

---

zu prüfen, ob er auch stark genug sei, den Bali zu be-  
 siegen.

25) Beinahme des Vishnu, der um Weisand gegen den über-  
 mächtigen Niesen herbeigerufen wird.

Wohl nachfolgend darauf dem Ruf, 26) kam er zu  
dem Sugrīvo hin.

152. Und es tödtete Namo jezt Bali mit einem  
einigen Pfeil.

Als auf Sugrīvo's Geheiß nun Bali erschlagen  
war im Kampf,

Da gab dieß Königreich Namo, übertrug es  
Sugrīvo'n ganz;

Der dann die Affen all sammelnd, er der Herr-  
scher der Affen war,

156. Hat festgestellt des Reichs Ordnung, Sonoko's  
Kind 27) zu sehn gewillt.

Des Geiers Rath befolgend nun, ging Sonu-  
man der Aff hervor,

Hundert Meilen wohl weit schwimmend, fuhr er  
kühn durch der Fische Reich.

Darauf ankommend zu Lonko, der vom Navon  
erbauten Stadt,

160. Erblickt er Sita trauervoll wandeln dort in  
Dshōko's Hain,

Machte kund ihr die Botschaft gleich, machte kund  
ihr die Rückkehr auch,

---

26) In diesem Vers war die Lesart ganz verworren; ich habe  
unbestimmt und nach dem Zusammenhang übersezt.

27) Sita.

Empfang die Gegenbotschaft dann, tödtend des  
Südens Miesenvolk.

Fünf der Heersführer erschlug er, Trisuta'n  
dann zum siebenten, <sup>28)</sup>

164. Den jungen Dksho zerstückend, dann auf  
Grohono stürzt' er hin,  
Der mit dem Schwerdt sich selbst frei macht, als  
er des Ahnen Mörder sah.  
Sürmend dem Miesenvolk der Held, hat es voll-  
bracht nach seinem Wunsch.  
Nun anzündend die Stadt Lonka, wieder auch  
sah er Moithila, <sup>29)</sup>

168. Hat er da seines Leibs gepflegt, kehrte heim dann  
der Affen Fürst.

Der nun kommend zum großmüthigen, hat den  
Ramo zuerst begrüßt,  
Verkündete gleich ihm sodann: „Gefunden hab'  
ich Sita nun!“ —

Sugrivo'n nahm er mit sich drauf und ging hin  
zu des Meeres Strand,

172. Das Weltmeer höhlt er alsbald aus durch son-  
nengleicher Pfeile Kraft

28) Vielleicht wird Dksho als der sechste gezählt, da Grohono  
nicht von ihm getödtet wird, sondern sich selbst umbringt.

29) Auch dieser Name ist mir unbekannt.

- Durch die That zeigend, daß selber das Weltmeer  
 Nam'o'n dienend sei  
 Somudro's <sup>30)</sup> Rath sodann folgend, hat er  
 dort Nolo's Brück' erbaut,  
 Ging dann auf der zur Stadt Lonka, erschlug  
 den Riesenkönig dort.
176. Nam'o, als Sit'a gefunden, ward der höchsten  
 Beschämung voll.  
 Der nun sagte darauf Nam'o vor den Menschen  
 da Schmähungen;  
 Darob dann unwillig Sit'a bestieg die Flamme  
 treugesinnt. <sup>31)</sup>  
 Als durch des Feuers Zeugniß nun kund ward,  
 daß Sit'a schuldlos war,
180. War erfreut ob der großen That das Weltall,  
 was da geht und steht,  
 Zusamt allen den Altvätern, Nam'o des hochge-  
 sinnten That.  
 Der nun seht denn zu Lonka ein jenen Riesen  
 Wibhishono. <sup>32)</sup>

---

30) Daß personificirte Weltmeer, der Gott Oceanus.

31) Sie reinigt sich von dem Verdacht der Untreue durch die Feuerprobe.

32) Ein Bruder des Ravono, der aber diesen gewarnt und ermahnt hatte, dem Nam'o, der ein Gott sei, die entführte Gemahlin wiederzugeben, und der, als Ravono seiner Warnung kein Gehör gab, auf die Seite des Nam'o übertrat.

- Als dieß vollbracht, sodann Namo, frei von  
Schmerzen erfreut er sich,
184. Durch die Götter Wunsch gewährt, fort nun  
sandt' er die Affen all.  
Solcher That freuten die Götter sich, all die kamen  
zu Indro's Burg,  
Auch die heiligen Altväter, die verehrt der  
Naghida nun,  
Ward von den hochzufriedenen, all den Gotthei-  
ten, hochgeehrt.
188. Da dieß vollbracht, sodann Namo naht der  
Wonn' und der Freude sich,  
Durch die Götter gewährt Wunsch, da er  
Sita gefunden hat,  
Schwang auf den Blumenwagen <sup>33)</sup> sich, nach  
Nondigramo kam er dann.  
Nondigramo, da wohnte nun mit den Brüdern  
des Noghū Sohn,
192. Namo, der Sita gefunden, auch erlangt hat  
das Königthum,  
Opfert nach mannichfaltigem Brauch, erschlug  
den Ekofondoko,  
Freund der schönen Sita sich, <sup>34)</sup> seelig mit der  
Freundin vereint.

---

33) Puskhokon, nach dem Omorocosha ein wunderbarer  
Götterwagen des Kuvero; currus ex floribus.

34) Sitoya romoya — reme; eine von den vielen Stel-  
len, wo die Verwandtschaft der gebrauchten Worte mit

Wateregleich sorgend führt er nun iener glücklichen  
Völker Schaar

196. D y d d h n a ' s seeliger Herrscher, König D o s h o -  
r o t h s eigener Sohn.

Freudig ist nun die Welt, seelig, zufrieden, stark,  
dem Rechte treu ,

In Lust und frei von Schmerz ruhend , so vor  
Haß als von Sehnsucht fern.

Des Sohnes Sterben sieht keiner dieser glückli-  
chen Menschen je ,

200. Die Frauen, so im Wittwenstand, sind den Gemahl  
zu ehren froh.

Kein Lusterzeugtes Schreckniß giebt's, keine Fluth  
tilgt die Lebenden ,

Kein Feuerzeugtes Schreckniß giebt's, wie in der  
goldnen Zeit so hier.

Wittwen nicht giebt's in seinem Reich, nichts  
herrenloses, Thoren nicht ,

204. Unglücklich, elend ist keiner, noch durch Krankheit  
ein Mensch gequält.

Rosse hundertmal opfert er, des Goldes Fülle  
noch dabei ,

Und Rüge hundert Tausende, unzählge wird er  
geben noch.

---

dem Namen des Helden Namo, der von derselben Wurzel  
stammt, einen neuen Reiz giebt.

Viel Jahre wird sein Königreich Namo ferner  
 verwalten noch,  
 208. Die vier Stände der Erdwelt hier nach Recht  
 fest gründen jeglichen.  
 Wenn nach zehntausend Jahren einst, dazu zehnt-  
 hundert Jahre noch  
 Namo sein Reich verlassen hat, wird er aufgehn  
 zu Vishnu's Welt.

Der ist der tugendvollkommne, Gesetzgeber, be-  
 glückt im Sieg,  
 212. Nach dem Du fragtest, Valmiki! Namo ist  
 der vollkommne Mann.

---

Als Narado'n gehört hatte Valmiki, also  
 sprach er da:  
 Die Tugend Heilger! machst du klar, die der  
 Sterbliche schwer ergreift.  
 Der mit der Tugend all begabt, Namo zu dem  
 hinschreit' ich gleich. <sup>35)</sup>

---

35) In der ersten Hälfte des Verses 215. ist mir die Lesart dunkel. Der Sinn und Zusammenhang des Ganzen ist jedoch klar. Der 216te Vers gehört unstreitig noch zu dem, was Valmiki sagt. Der fernere Schluß ist wieder ein Spruch zum Lobe des Gedichtes selbst.



216. Ob der unssterblichen Kunde, die des Ruhms  
Heldenkraft vermehrt.

---

Wer diese Thaten *Namo's* liest, der wird all  
seiner Sünden frei;

Mit Sohn, Enkel, den Seinen all, wird der  
Mann frei von Unglück sein.

Wer den *Namyon* auch hörend nur bis zu Ende  
ganz vernahm,

220. Wer da liest bis zur Mitte nur mit Andacht  
glaubensvoll dieß Buch.

Es fruchtet dem Wiedergeborenen <sup>36)</sup> Weisheit, den  
Edlen mit herrlicher Herrschaft lohnend;

Dem Kaufmann soll reinsten Gewinn es bringen, und  
hörts ein Knecht gar, wird auch der veredelt.

### *B r o h m a' s B e s u c h.*

Der Inhalt dieses Stückes ist folgender.  
*Balmiki* bereitet sich durch fromme Reinigungen

---

36) *Dvijo*, der zwiefach — einmal natürlich, das andermal  
geistig — geborne; gewöhnliche Bezeichnung des *Brahmi-*  
*nen*. Nach der Verschiedenheit der vier Stände ist auch  
der Lohn verschieden, der dem Leser das *Namyon* ver-  
helßen wird.

in der Einsamkeit des Waldes zu seinem großen Werke vor. Er sieht zwei Liebende; der Geliebte wird von einem wilden Krieger erschlagen. Die Trauer der Zurückgelassenen erregt Walmiki's Mitgefühl, und da er in Nachdenken darüber versinkt, ist der Ausbruch seiner Klage ein metrischer Spruch. Mit Erstaunen wird er es gewahr und theilt seinem geliebten Schüler die gemachte Entdeckung mit. Brohma erscheint ihm, freut sich über einen neuen Beweis, den Walmiki von der so eben entdeckten Verskunst ablegt, und fodert ihn abermals auf, das große Werk des Ramayon zu beginnen. Zum Schluß preisen die Lehrlinge noch die Erfindung des indischen Versmaasses oder der Shloken.

Der Tod des Krauncho wird nur ganz im Vorbeigehn berührt, und ich habe auch weiter nichts darüber gefunden. Merkwürdig ist es, daß in diesem Mythos vom Ursprunge der Dichtkunst alle Wunder der riesenhaften Vorwelt als schon vorhanden und geschichtlich gegeben betrachtet, Metrum und Poesie aber aus der sanften Stimmung des Mitgefühls hergeleitet werden.

---

- Als von Narodo die Rede gehört hatte, der  
herrlich sprach,  
Walmīki samt dem Lehrling auch, hohes Stau-  
nen ergriff sie da.  
In Gedanken nun bringt Namo'n Ehre der  
hohe Seher dar.
4. Sodann zusamt dem Schüler auch gleicher Weise  
der Seher Fürst  
Ehre darbracht' er frommdenkend Altvater Na-  
rodo'n darauf.  
Als von ihm war verehrt worden Altvater Na-  
rodo darauf,  
Desß Fragen gegenbelehrend, ging er auf zu der  
Stimmelsburg
8. Jener, gleich als gegangen Narodo war zur  
Götterwelt,  
Nach Tomosa's Gestad ging er, Walmīki  
aller Seher Haupt.  
Als das Gestad' erreicht hatte der große Seher  
Tomosa's,  
Sprach zum Schüler er neben sich, den Ort sehend  
von Flecken rein.
12. Frei von Flecken hier dieß Asyl, desß Stifter  
Bharodvajo war,  
Ganz rein ist, wohl gelegen auch, wie der Recht-  
schaffnen Urtheil ist ;

Dies Heiligthum, das Gleichmuth wirkt, ist auch  
heilsamer Wasser reich.

Hier will vollziehn das heilige Bad ich in Tomo-  
sa's Fluthen nun.

16. Bring das Gewand von Baumrinde <sup>1)</sup> schnell  
hieher aus der Hütte mir.

Daß nicht lang dauernd die Zeit sei, darauf denke,  
mein edler Freund!

An Tomosa's geweihtem Ort hier will vollziehn  
ich das heilige Bad.

Dieses mein Wort vernehmend wollst du hingehn  
in schneller Eil!

20. Nach des Meisters Geheiß eilends kam zurück aus  
der Hütte der,

Hertragend ihm das Baumgewand, seinem Mei-  
ster da zeigte ers.

Als nun in der Hand darbrachte, hin der Schüler  
ihm reicht das Kleid,

Er in der Fluth das Bad vollbracht, den Betfranz  
abgebetet fromm,

24. Nach dem Gebrauch versöhnt auch hat sprengend  
der heiligen Ahnen Geist,

Da durchwandelt umherschauend er nun Tomo-  
sa's ganzen Wald.

---

1) Die gewöhnliche Tracht der Einsiedler.

- Als am Gestade Tomosa's solcher nun stülglos  
wandelte ,  
Erblickt er dort der Kraunchiden liebend Paar,  
froh und hold zu sehn.
28. Von diesem Paare nun Einen, weil der andre es  
kommend sah ,  
Erschlug unerbittlich mordend Nishado<sup>2)</sup> vor  
dem Seher dort.
- Als wundenvoll im Blut wälzen den Geliebten  
am Boden sah  
Kraunchi, klagt, jammert voll Schreck sie und  
gebehrdet sich kläglich wohl.
32. Als nun den da erschlagen sah von Nishad' in  
Dndojon's Pain  
Samt dem Lehrling der Einsiedler, da ergriff ein  
Erharmen ihn.
- Sobann darstellend sein Mitleid, begann er so  
und sprach dies Wort:
- „O weh, daß von dem grausamen Nishado, der  
so arm an Geist,

---

2) Nishado wird in meinem Exemplar des Dmorocossa im  
Wbustando erklärt als ein Mensch von der verwildertsten  
und verachtetsten Gattung, die sich von Fleisch nähren u.  
f. w. homo serox, carnis vorax; heißt also vielleicht nur  
ein Wilder überhaupt, ist kein Name, oder wenigstens  
ein durchaus bedeutender, wie so viele indische.

36. Diese unrühmliche That hier, der Welt Abscheu,  
geschehn mußte!“

Mit Seufzen klagend die Kraunchi, die dort  
weinende, sang er dieß:

„Wohl nicht lang lebst du, Nishado! noch er-  
reichst hohe Jahre du,  
Weil aus dem Krauncho Paar Einen von Liebe  
trunken du erschlugst.“

40. Als er gesagt hatte dieß Wort, ward tief denkend  
danach er gleich.

„In dem Schmerz dieses Leidgeföhls, was war  
dieß was mir da entfuhr?“ —  
Ein Weilchen nun daran denkend, laut dann  
sagend den Klagespruch,  
Spricht zum Schüler, der bei ihm stand, Bha-  
rodvajo'n er dieses Wort:

44. „Weil gegliedert in vier Füßen, den Spruch  
vollzählger Sylbenzahl,  
Ich im Leid klagend jezt aussprach, drum wird  
Lied <sup>3)</sup> dieß von nun an sein.

---

3) Das Wortspiel zwischen Shoko und Shoko habe ich  
durch das deutsche Leid und Lied ausjdrücken gesucht.

- Als dieses Wort der Lehrling hört, des Einsiedlers  
vollkommenen Spruch,  
Da stimmt er bei, es annehmend und zeigt wie  
er den Meister liebt.
48. Zusammen dann im Gespräch redend, er und auch  
der sein Lehrling war,  
Dem Fall nachdenkend, heim kehrten zu der ein-  
samen Hütte sie.  
Dem noch folgte demüthgen Sinns, Bharo-  
vajo dem Seherhaupt,  
Den angefüllten Krug tragend, schritt er hinter  
dem Seherfürst.
52. Da nun ankam in der Hütte mit dem Lehrling  
der weise Mann,  
Stieg auf den Sessel er, sank dann tief in Nach-  
denken trauervoll.  
Aber ankam zu der Hütt' ist Brohma, Abnherr  
der Welt und Haupt,  
Selbst lebend durch sich selbst, seelig, zu schaun  
den hohen Heiligen.
56. Valmiki als er den erblickt, schnell erhebt er  
sich ehrfurchtsvoll,  
Anzubeten sich hinstellend, stand er da hohen  
Staunens voll;  
Drauf mit dem Sitz ihn bedienend, mit Fußwa-  
schung und Sandelholz,  
Dem Brauch gemäß ihn anbetend, begrüßt er  
ihn mit ewgem Heil.

60. Als aufgestiegen nun der Gott war auf herrlichen  
Ehrenstuhl,  
Balmīki'n da hieß er alsbald, sich selbst auch  
nehmen einen Sitz;  
Der bestieg darauf solchen, der Welt Abnherrn  
im Angesicht.  
Als dieß so ging, da ward im Geist Balmīki's  
Denken hingewandt
64. Auf Kraunchī, die so schmerzvoll klagt, und er  
sang diesen Liebes Spruch  
Wieder, mitleiderfüllt im Geist, der wohl Hülle  
des Leides war:
- „Unthat that er, der schlimm gesinnt, grimmvoll,  
ganz ohne weisen Geist,  
Daß den lieblich schönen Kraunchō er erschlug  
durch der Hölle Trieb!“ —
68. Ihm nun sagte darauf Brohma, lächelt den  
hohen Seher an:  
„Was war dieß was du, hochheilger! da sprachst  
klagend um Kraunchō's Tod?  
Einen Spruch hast zum Lied ordnend in dem Klag-  
worte du gesagt;  
Seher! durch des Gesangs Göttin entsprang dieß,  
durch Sorosvotī.
72. Namō's Leben und Thaten all mache du, hoher  
Heiliger!



- Der rechtgesinnt und tugendvoll, *Namo* vor allen  
tief von Geist,  
*Namo's* Kunde der Ordnung nach, wie sie dir  
sagte *Narodo*;  
Was verborgen, was offen auch vom Schicksal  
dieses hohen Geists,  
76. *Namo's* selbst, der Gefährten dann, die Thaten  
all des Riesenvolks,  
Von *Voidehna* die Kunde dann, enthülle in  
des Tages Glanz!  
Dies soll nun wohl bedacht alles, klar erkannt  
werden deinem Geist;  
Der Frau Kunde, des Reichs Schicksal, samt  
König *Doshoroth* zumal,  
80. Was gethan, was gesagt worden, was Zweck  
war, was erfolgte drauf.  
Noch soll irgend da Fehlrede im Gedicht dir zu  
finden sein.  
*Namo's* göttlich Gedicht bilde, wo des Lieds  
Maß das Herz erfreut!  
So lang stehn wird der Berge Haupt und auf  
Erden der Flüsse Lauf,  
84. So lang wird der *Kamayan* auch weit hin-  
wandeln die Welten durch.  
So lang als des *Kamayons* Lied wird hin-  
wandeln die Welten durch,  
So lang sollen dir, hoch und tief, Sit geben  
meine Welten all.“

Als dieß Brohma der Gott gesagt, da entzog  
er sich ihm und schwand;  
88. Valmīki nun mit dem Lehrling wurde hohen  
Erstaunens voll.

Dessen Lehrlinge denn allsamt, den Spruch san-  
gen, der also heißt,  
Mit lauter Stimme voll Freude riefen sie, oft  
erstaunend, aus:

„Im Spruch, der gleichen Maaßes vier Füße faßt,  
den der hohe Geist  
92. Sagte bebend dem Mordschreckniß, ward aus Leid  
Lied, entsprang das Maaß.“ —

Dessen Kunst nun entstand damals durch Valmīki,  
den Denkenden:

„Ganz will von Ramo das Lied ich bilden in  
solcher Gesanges- Art.“ —  
Recht, Lieb' und Gutes einend Lied, das so reich  
wechselt, viel umfaßt  
96. Dem Perlentragenden Meer gleich, den Saft  
haltend der Schriftenwelt. 4)  
In Füßen kunstreicher Bedeutung, wonnevoll, das  
Lobgedicht bildete drauf von Ramo der,

---

4) Alle Blüthe der heiligen Schriften in sich vereinigend.

Die Füße des Spruchs wägend im Maas vom Ruhmes  
 Held ein Ruhmes Lied, dichtend der  
 Seher Geistes voll. 5)

---

- 5) Dieses sind die beiden ersten Ergos des Udikando oder ersten Buchs, deren der Ramayon sieben enthält. Die folgenden sechs sind: der Dyodhyakando, von dem Königreich dieses Namens; der Aronyokando von Aronyo der Wald, also vermuthlich die Begebenheiten während der Verbannung in der Wildniß; der Kishkindhofando, von dem Ort, wo er mit den Affen zusammenkommt; der Sundofofando, von der Schönheit so benahmt, vielleicht wegen Sita; der Yuddhofando, von yuddho Krieg; und endlich der Uttorokando, oder das letzte Buch.



## II.

## Indische Kosmogonie

aus dem ersten Buche der Gesetze des  
Monu.

In dem wunderbaren Buche der Gesetze des Monu, dem ältesten indischen, das wir bis jetzt vollständig kennen, könnte man den Styl und Ton mehrerer Werke des Alterthums vereinigt finden. Ueberall, wo der Inhalt auf die Sitten geht, wird man an die sinnreiche Einfalt und alterthümliche Seltsamkeit des Hesiodus erinnert; die kosmogonischen und philosophischen Stellen haben einen Schwung, ähnlich dem des Lucretius, oder dem seines Vorbildes, des Empedokles; und oft findet sich hier eine Erhabenheit von noch ernsterm und strengerm Charakter, der den Jones zur

Vergleichung mit der mosaischen Urkunde veranlaßt. Auch in der Sprache ist die Alterthümlichkeit und der Unterschied von der des Mōhabharot sehr merklich.

Wir erinnern zuvor, daß in Jones Uebersetzung alles, was mit andern Lettern gedruckt ist, Scholien sind, die es wohl besser gewesen wäre, nicht in den Text selbst aufzunehmen. Aber auch ausserdem ist Jones Uebersetzung zuweilen erklärend und schärfer bestimmt als die Urschrift. Denn so metaphysisch die Sprache derselben schon durchgehends ist, so ist doch oft eine kühne Bildlichkeit unter die abstraktesten Begriffe gemischt, und wenn in einigen Stellen die Entwicklung ganz deutlich und klar ist, so herrscht doch in andern wieder eine fast räthselhafte Kürze und Abgerissenheit. Ich habe mich bemüht, alles grade so unbestimmt ja so geheimnißvoll zu lassen, als es in der Urschrift war, um dem Leser den Eindruck derselben so rein als möglich wiederzugeben.

Es sind nur diejenigen Stellen aus dem ersten Buche hier ausgehoben, welche die Kosmogonie betreffen. Der Gang der Gedanken ist folgender. Im Anfang war alles Finsterniß; der Unbegreif-

liche, Selbstständige erschuf alles, es aus seinem eignen Wesen hervorziehend. Nun folgt das bekannte Bild vom Welt-Ei, das auch der ägyptischen Mythologie bekannt war. Dann folgt eine Dreieit ganz geistiger Grundkräfte; aus dem unbegreiflichen Grund des selbstständigen Wesens ging zunächst der Geist hervor, aus diesem die Ichheit; Atmo, Mono, Dhonkaro. Alsdann folgen sieben Naturkräfte; die große Weltseele, die fünf Sinnlichkeiten oder Elemente und die Ausflüsse — Matra — des ursprünglichen Selbst, des Atmo. Zuletzt kommt die ganze Mannichfaltigkeit einzelner Wesen und entgegengesetzter Naturen, alle einem unabwendbaren Schicksale nach unerforschlicher Vorherbestimmung unterworfen.

#### M o n u spricht.

Einmal war dieß alles Finsterniß, unerkannt, unbezeichnet  
auch,  
Unenthüllt noch, unerkennbar, als wie noch ganz in  
Schlaf versenkt.  
Der seelig Selbständige drauf, der unenthüllt ent-  
hüllende,  
Der Wesen Anfang, so stets wächst, wars der wirksam  
die Nacht zerstreut;

Der nie durch Sinne zu greifen, unsichtbar, unbes-  
greiflich stets,

Ein Allwesen so undenkbar, der Er selber in Wahrheit  
ist.

Der nachdenkend aus eigenem Leib schaffen wollend  
der Wesen viel,

Wasser erschuf er da zuerst, des Lichtes Saame  
ward erzeugt; <sup>1)</sup>

Ein Ei war es wie Gold glänzend, leuchtend dem  
Tausendstrahler <sup>2)</sup> gleich.

In dem lebte durch eigne Kraft Brohma, Ahnherr  
des Weltenalls.

In dem Ei saß nun ein Jahr lang nichts thugend jener  
Göttliche,

Selber dann durch des Geists Sinnen hat er das Ei  
entzwei getheilt.

Aus den getheilten Stücken dann bildete Erd' und  
Himmel er,

Mitten Luft und die acht Länder, der Wasser Haus,  
das ewige.

1) Das Verhältniß des Wassers, des Lichtsaamens und des  
Eis ist nicht bestimmt angegeben. Man denke es sich  
etwa so: das Wasser ward zuerst hervorgebracht, in diesem  
erzeugte oder regte sich Lichtsaamen, der dann zu jenem  
glänzenden Ei zusammenschloß und sich gestaltete. Das Ei  
muß wohl als im Wasser schwimmend gedacht werden.

2) Ein Beinahme der Sonne.

Drauf hervor zog aus dem Selbst er den Geist,  
 der ist und nicht ist auch; <sup>3)</sup>  
 Aus dem Geist dann der Ichheit Kraft, <sup>4)</sup> so ein  
 Warner und König ist.  
 Die große Seele zuförderst, dreifacher Art <sup>5)</sup> die  
 Wesen all,

---

- 3) monohsodasodatmokon. Jones übersetzt erklärend:  
 mind existing substantially, though unperceived by sense.  
 Da aber im Bhogovotgita jener selbe Ausdruck auch in  
 dem Sinne vorkommt, daß das Höchste (wie nach der Neu-  
 Platonischen Ansicht) ein über Sein und Nicht-Sein gleich  
 erhabenes Wesen sei; so habe ich es in der ganz wörtlichen  
 Uebersetzung unentschieden lassen wollen, ob dieser oder  
 jener Sinn hier Statt finde.
- 4) Dhonkaro, die Ichheit hat in den indischen Schriften mei-  
 stens eine üble Nebenbedeutung, als das der göttlichen  
 Einheit und Gleichheit Entgegenstehende und Widerspre-  
 chende. Hier ist dieß aber noch nicht der Fall, wie man  
 aus den Prädikaten — „der ein Warner und König ist“ —  
 ersieht. — Es ist wohl überhaupt das Princip der Indivi-  
 dualität darunter zu verstehen, und es ist merkwürdig, daß  
 Monu (nah verwandt mit Mono) sich selbst nachher als  
 zweiten und untergeordneten Welterschöpfer nennt, der die  
 ganze Mannichfaltigkeit der einzelnen Wesen hervorge-  
 bracht habe, nachdem Brohna zuvor die allgemeinen  
 Grundkräfte der Natur erschaffen hatte.
- 5) Alle Wesen, die nach den drei Gun's der Welt der Wahr-  
 heit, des Scheins oder der Finsterniß angehören.



Die der Sinn faßt, die Eindrück' all, die fünf Sinne<sup>6)</sup>  
 allmählig auch.  
 So nun dieser Gebild' zarte, der sechs Wesen gewaltger  
 Kraft,  
 Mit des Selbsts Ausfluß<sup>7)</sup> durchdringend, bildet  
 er alle Dinge dann.  
 Nun regen drauf die Bewegter, die mächtgen, sich im  
 Wirken all,  
 Wird aus zartem Gebild des Geists allen Seins Grund,  
 der nie vergeht.  
 Von diesen sieben Kräften nun männlichen Wirkens  
 geht hervor,  
 Durch sterblichen Gebilds Ausfluß, aus dem Erogen  
 Vergängliches.  
 Stets hat an sich des Ersten Art, ihm nachfolgend,  
 das andre stets;  
 So wie jeglichen Dings Stelle, also wird seine Art  
 gerühmt.  
  
 All der Dinge Benennungen, Thaten auch, sondernd  
 jegliches,

---

6) Die fünf Sinnlichkeiten; sowohl die Gegenstände und Naturkräfte, welche die Eindrücke der Sinne hervorbringen und veranlassen, als diese Eindrücke selbst.

7) *Atmomotroso*. Ob die *Matra* als Atome zu verstehen seien, ist eine wichtige Frage, aber wenigstens in Monu's Gesetzbuch nicht mit Gewißheit klar. S. die Abhandlung.

Wie in des Veda Wort allerst sie bestimmt, sondernd  
bildet' er.

Tugendübende Gottheiten schuf er, so der Lebendigen  
Haupt;

Gerechter Geister reinen Stamm, auch das Opfer von  
Ewigkeit.

Dann aus Luft, Feuer, Sonnenkraft, die Gottdreiheit,  
die ewige

Milcht' er, des Opfers Vollendung, Rig, Yajur und  
Sam<sup>8)</sup> genannt.

Die Zeiten, der Zeit Theilung, Sterne und Irgefirne  
auch;

Samt dem Meer Ströme, Berghöhen und Ebenen  
und der Thäler Schlucht.

Andacht, Sprache und Lust schuf er, Liebe, des Bornes  
Wuth demnächst,

Zum Dasein diese Geschlechter schaffen wollend und  
diese Welt.

Um zu sondern die Thaten dann, hat er Unrecht von  
Recht getrennt;

Unterwarf all die Geschlechter auch den Zweitheiten<sup>9)</sup>  
wie Freud' und Leid.

8) Die Namen der drei ältesten Veda's. Der vierte wird  
in alten Schriften nicht genannt und deshalb für spätern  
Ursprungs gehalten.

9) Den Gegensätzen, den streitenden Kräften und Eigenschaften.

Welcher Thätigkeit jeden nun hat der Schöpfer zuerst  
vereint,  
Dieser trachtet von selbst er nach, immer wie oft er  
erschaffen wird.  
Heil und Unheil, Härte und Milde, Recht oder Unrecht,  
Wahr und Falsch,  
Was jedem er bestimmt schaffend, das wird jedem von  
selbst zu Theil.  
Gleich so wie stets des Jahrs Zeiten, wandelnd im  
festbestimmten Maaß,  
Selbst durchwandeln immer ihr Ziel, so auch die Thaten  
irdsche Kraft.

---

Das folgende Stück handelt von dem Unglück  
des Daseins und von dem ewigen Kreislauf der  
Dinge, dem steten Wechsel der bald neu erwa-  
chenden bald wieder in Schlummer zurücksinken-  
den Grundkraft.

M o n u redet.

Von vielgestaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten  
Lohn, <sup>10)</sup>

---

10) Alles Leiden, was nicht bloß dem Menschen, sondern jedem  
fühlenden Wesen in diesem Leben hier widerfährt, ist nach  
der indischen Lehre Strafe für die in einem vorigen Leben  
begangenen Verbrechen.

Zieles bewußt <sup>11)</sup> sind diese all, mit Freud' und Leid-  
gefühl begabt.

Diesem Ziel nach nun wandeln sie, aus Gott kommend  
bis zur Pflanz' herab,  
In des Seins schrecklicher Welt hier, die stets hin zum  
Verderben sinkt.

Als dieß All nun und mich erzeugt, der sich undenkbar  
entwickelt stets,

Sank zurück in sich selbst wieder, Zeit mit Zeit nun  
vertauschend er.

Während der Gott nun wachend ist, da regt strebend  
sich hier die Welt,

Doch wenn ruhigen Sinns er schläft, sodann schwin-  
dend-vergeht es all.

So lang seelig nun er schlummert, wannt der wirken-  
den Irdschen Schaar,

Irrtend von der bestimmten That, der Geist selber er-  
mattet dann.

11) Ontoh sonina bhovonty etc. Jones übersezt: have  
internal conscience. Die Zurückweisung in dem folgenden  
Verse: etod ontastu gotovo, — „diesem Ziel nun nach  
wandeln sie“ — mit Wiederholung desselben Wortes schien  
mir dafür zu sprechen, daß ontoh sonina heiße: sich  
ihrer Schranken, ihres Zieles bewußt, im Gefühl der  
Endlichkeit, im Vorgerühl des Todes.

Wenn dann ganz sie verschlungen erst im Grund jenes  
 Erhabnen sind,  
 Weil der, so alles Seins Leben, wohl süß schlummert,  
 der Kraft beraubt.  
 Als bald geht er zum Dunkel hin, weilt lang da samt  
 der Sinne Kraft,  
 Wohl nicht thugend, was seines Thuns, geht aus der  
 irdschen Hüll' heraus.  
 Doch wenn aus eignem Stoff worden, den Keim des,  
 was da geht und steht,  
 Er neu geschaffen durchbringt, alsdann nimmt irdsche  
 Hüll' er an.  
 So mit Wachen und Schlaf wechselnd, dieß All, was  
 sich bewegt was nicht,  
 Bringt zum Leben er stets hervor, vertilgt es, selbst  
 unwandelbar.

---

Die folgende Stelle fügen wir noch hinzu,  
 weil die Folge der Elemente und ihr Charakter  
 deutlicher darin entwickelt ist, als in der zuerst  
 angeführten. Monu hat nun schon dem Bhriгу  
 die weitere Darstellung seiner Lehre übertragen.

## B h r i g u spricht.

Nach des Tags und der Nacht <sup>12)</sup> Ende besinnt wieder  
sich vom Schlaf,

So besonnen erschafft er drauf den Geist, der ist und  
nicht ist auch. <sup>13)</sup>

Der Geist dann bildet die Schöpfung, wirksam jetzt  
durch des Schaffens Trieb;  
Aus dem zeugt sich dann Himmels Luft, die als Quell  
wird des Schalls erkannt.

Aus der Luft <sup>14)</sup> nun Gestaltswandlung wird, der  
rein alle Düste trägt,

Dann erzeugt, mächtigen Windes Hauch, der Quell  
aller Berührung ist. <sup>15)</sup>

Aus des Windes Gestaltswandlung, geht hervor so  
~~die Nacht~~ zerstreut  
Strahlend im Glanze die Lichtkraft, so der Quell der  
Gestalten heißt.

12) Es ist von großen Weltzeiten die Rede.

13) Siehe die Anmerk. 3.

14) Akashon. Einige Europäer übersetzen dieses fünfte Element der Indier wohl durch Raum. Da ihm aber hier (wie im Bhogovotgita dem Akhon) die sinnliche Qualität des Schalls zugeeignet wird, so ist es, wie Jones übersetzt, subtil aether.

15) Wanu, oder Windeskraft, der fühlbare Theil der Luft, dem die sinnliche Qualität des Gefühls zugeeignet wird.

Aus des Lichtes Gestaltswandlung Wasser, schmel-  
fender Säfte Quell,  
Erd' aus Wasser, des Geruchs Quell. So sind er-  
schaffen die zuerst.

Zahllose Weltentwicklungen giebt's, Schöpfungen, Ber-  
störungen;  
Spielend gleichsam wirkt er dieß, der höchste Schöpfer  
für und für.



## III.

## Aus dem Bhogvotgita.

Der Gegenstand des zweiten großen Helden-  
gedichts der Indier, des Mohabharot, ist der  
Bürgerkrieg zwischen den Fürsten und Helden  
des Stamms der Mondskinder. Da die Ver-  
anlassung des Kriegs und die Geschichte dessel-  
ben auf das Verständniß der philosophischen Epi-  
sode, von der wir hier einige der wichtigsten  
Stücke geben, weiter keinen Einfluß hat, so  
übergehen wir dieß. Nur um durch die vorkom-  
menden Nahmen nicht verwirrt zu werden, be-  
merken wir einiges über die Genealogie.

Puru, der Sohn des Buddha und Enkel  
des Chondro, oder des Mondes, war der erste



Ahnherr des ganzen Stamms. Kuru, der König von Kurukshetron, sein Nachkomme, der zweite. Von ihm stammen beide Partheien her, zwischen denen der Krieg sich auf Veranlassung der Draupoti entspann. Auf der einen Seite Bhishmo, Dhritorashtra und all die ihrigen, welche hier wahrscheinlich als die ältere Linie vorzugsweise die Kuru's genannt werden. Auf der andern Seite sind die Söhne des Pandu die Hauptführer; einer derselben von der Kunti, ist Drjun, den Krishno, welcher der Gott Vishnu in seiner achten Menschwerdung ist, beschützt und begleitet.

Beide rücken auf einem Streitwagen zusammen in die Schlacht; die Heere stehen gerüstet gegen einander; da Drjun all die Freunde und Blutsverwandte zum Schlagen bereit sieht, überfällt ihn ein großes Mitleiden. Krishno tröstet ihn durch die Lehre von der unwandelbaren ewigen Einheit, und der Nichtigkeit aller andern Erscheinungen. So beginnt das philosophische Gespräch, welches der Inhalt der berühmten Episode des Mohabharot ist; der Bhogovogita, d. h. das Lied vom Bhogovan, mit wel-

chem Weinahmen Krishna hier meistens genannt wird.

Es ist dieses didaktische Gedicht ein beinahe vollständiger kurzer Inbegriff des indischen Glaubens, und steht als solcher in hohem Ansehn. Wir haben nur einige der für die Philosophie merkwürdigsten Stücke ausgehoben.

### D r j u n s K l a g e .

(Aus dem ersten Ddhyaṇo.)

Als nun gerüstet da sahe all der Dvitorasht-  
triden Schaar,  
Im Anfang des Schlachtgetümmels, greifet den  
Pfeil des Pandu Sohn,  
Sagend darauf zum Bhogovan dieses Wort:  
„O der Erde Herr!  
In mitten stell' den Wagen mir der zwei Heere,  
so sagt er, hier,  
Daß ich die schaue, die dorten kampfbegierig ge-  
rüstet stehn,  
Auch mit welchen ich kämpfen soll, wenn diese  
Schlacht beginnen wird;  
Daß die kampflustigen ich schaun mag, die allhier  
nun vereinigt sind.

Ruhm in furchtbarer Schlacht suchend, zu Dhris-  
torashtro's Sohnes Gunst.“ —

Als dieses Wort dem Bhogovan nun von dem  
Schüler gesagt war,

Da inmitten der zwei Heere stellt er der Wagen  
herrlichsten. —

„Bhismo'n, Drono'n im Antlitz uns, all die  
dorten die Könige,

Schaue sie hier, o Fürst! sprach er, der Kurus  
wohl vereinigt Heer.“ —

Und da sah er der Fürst, standen Väter, Groß-  
väter ferner da,

Lehrer dann, Oheim' und Brüder, Söhne und  
Enkel standen dort,

Blutsverwandte, Befreundte auch, hier und dort  
in den Heeren zwein. —

Als die nun sah der Kunti Sohn, all die Freunde  
gerüstet stehn,

Ergriff ihn hohes Erbarmen, daß klagend diese  
Wort' er sprach:

„Seh ich die Freunde, Krisbno! all dort kampfs-  
gierig gerüstet stehn,

Schmelzen alsbald die Glieder mir, mein Antlitz  
verdorrend welkt,

Schauern durchfährt den Körper mir, während  
das Haar sich kräubend hebt.

Gandiv <sup>1)</sup> auch sinkt aus der Hand mir, die  
 Haut selber am Leibe dorrt,  
 Nicht vermag ich zu siehn fürder, und es schwankt  
 mir schwindend der Geiß.  
 Anzeichen seh' ich, unseelge, um mich her hier,  
 o Keshovo! <sup>2)</sup>  
 Und kein Heil mag ich erspähen nach der Bluts=  
 freunde Mord im Kampf.  
 Nicht begeh'r ich den Sieg Krishno! keine  
 Freuden noch Königthum.  
 Was frommt König sein, Göttlicher! was wohl  
 Reichthum, das Leben selbst,  
 Wenn jene, um welche werth uns Königthum,  
 Reichthum und Freuden sind,  
 Dort zum Kampfe gerüstet stehn, Reichthum nicht  
 achtend und Leben nicht.  
 Lehrer und Väter und Söhne, selbst Großväter,  
 dazwischen auch  
 Oheim' und Blutsfreund' und Enkel, Schwäher  
 und nah verbunden dann.  
 Nicht begeh'r ich zu morden die, morden sie mich  
 auch, Göttlicher!  
 Für der drei Welten Herrschaft nicht, wie sollt'  
 ichs um die Erde thun?

---

1) Gandiv, der Bogen des Orion.

2) Keshovo, der Lockige, ein Beinahme des Krishno, welcher an ähnliche des Apollo erinnert.

Wie möchten nach der Blutsfreunde Mord wir  
 • glücklich sein, Madhovo! <sup>3)</sup>  
 Wenn auch jene es nicht sehen, weil Habsucht ihren  
 Geist ergriff;  
 Da aber des Stammes Vertilgung uns als ein  
 schwer Verbrechen, Freund!  
 Wohl erkannt ist, wie sollten wir nicht ab von  
 dieser Sünde stehn?  
 O weh! ein großes Verbrechen sind zu vollbringen  
 wir bereit,  
 Daß wir aus Gier nach Herrscherlust morden wollen  
 den Freundes = Stamm.  
 Wenn unbewaffnet, ungerächt, selber bewaffnet  
 mich im Kampf  
 Erschläge Dhritorashtra's Schaar, wär' es  
 leichter zu dulden mir.

Also sprach Driun am Kampfplatz, niedersehend in  
 Wagen sich,  
 Legte dann Pfeil und Köcher hin, überwältigt im Geist  
 von Schmerz.  
 Zu dem von Mitleid durchdrungenen, dessen Augen von  
 Thränen voll,  
 Redete zu dem klagenden Modhu's Besieger dieses  
 Wort.

---

3) Madhovo, Beiname des Krishna.

## B h o g v a n.

(Aus dem Sankhyonyogo, dem zweiten Odhyano.)

Woher hat mitten im Kampfe diese Weichheit er-  
griffen dich,  
Die nicht rühmlich, nicht göttlich ist, Driun!  
die Schande nur bewirkt.  
Nicht der Schwäche ergieb du dich, Fürst! nicht  
also geziemt es dir.  
Kleingeherzte Unthätigkeit laß, erhebe dich, Herr-  
licher!

## D r i u n.

D wie soll Bhishmo'n im Kampf ich und  
Drono'n, Modhu's Sieger <sup>4)</sup> Du,  
In der Schlacht mit dem Pfeil treffen, die vor  
allen ich ehren muß?  
Almosen wärs besser zu essen mir wohl als diese ehr-  
würdigen Lehrer morden.  
Denn die, meine Lehrer, ermordend ja hier, mit Blut  
befleckt müßt' ich mein Gut genießen.  
Nicht wissen wir welches uns besser sein mag, ob jene  
wir oder sie uns besiegen,  
Die selber wir mordend nicht leben möchten, die stehen  
kampflustig im Angesicht uns.

---

4) Modhu's Sieger, Beiname des Krishna.

Besiegt ist mein Herz von des Mitleids Schwäche, dich  
 fleh ich an, weiß nicht was Pflicht hier zu sehn!  
 Was besser sei, sag es in Wahrheit du mir, dein Schüler  
 ja bin ich, o Lehr es jetzt mich!  
 Und nichts erspähn kann ich, das mich befreie vom  
 Schmerz, der mir zehrend die Sinne dorret;  
 Und fänd' ich auch weiten Gebiets Besizthum, ja selbst  
 im Reich himmlischer Helden herrschend.

B h o g o v a n.

Was nicht zu Klagen ist, klagst du, redend doch  
 nach der Weisen Spruch.  
 Nicht die gehn, auch die bleiben nicht, beweint  
 jemals, wer weise denkt.  
 Nicht ich war irgend jemals nicht, noch du, noch  
 jene Helden dort;  
 Noch werden wiederum nicht sein irgend jemals  
 wir allesamt.  
 Wie im sterblichen Leibe hier Kindheit, Jugend  
 und Alter sind,  
 Wechselt des Lebens Hülle auch; wer dieß festhält,  
 den irret nichts.  
 Stoff und Eindruck, o Kunti's Sohn, machen  
 heiß, kalt, und Freud' und Leid,  
 Kommen und schwinden stets wechselnd; standhaft  
 trag' sie, Bhoro's Sohn! <sup>5)</sup>

---

5) Drjuna ist ein Abkömmling des Kuru, so wie dieser vom

Welcher Mann nun, o Männer Haupt! durch dieß  
 all nicht erschüttert wird,  
 Gleich in Freud' und in Leid, standhaft, der geübt  
 der Unsterblichkeit.  
 Nicht was unwahr, wird seiend je, noch was nicht  
 ist, gefunden wahr;  
 Wohl ist der beiden Gränz' erkannt denen, welche  
 das Wesen schaun.  
 Unvernichtbar wohl ist, wisse, das wodurch dieses  
 All besteht;  
 Nicht mag vernichten irgend wer, was unsterblichen  
 Wesens ist.  
 Diese endlichen Leiber hier sind nur Hülle des  
 Ewigen,  
 Das keiner vernichtet noch mißt; auf denn! und  
 kämpfe, Whorots Sohn.  
 Wer irgend wähnt, daß dieß tödte, und wer, daß  
 es getödtet sei;  
 Wohl nicht weise sind beide sie; nicht tödten kann's  
 und sterben nicht.  
 Geböhren wird's niemals und stirbt auch nimmer; nicht  
 gilt, es war hier und es wird sein, ist jetzt;  
 Denn unerzeugt ewig wohl ist's das alte, und nicht er-  
 stirbt's, wird auch der Leib getödtet.

---

Whorot dem Sohn des Dushvonto und der Sokuntola ab-  
 stammt. Daher jener Beinahme des Driun.



Wer dieses Erge erkannt hat, das unerzeugt,  
 unwandelbar,  
 Wie mag ein solcher wohl jemand's Tod bewirken,  
 ihn tödten selbst?  
 Gleich wie ein Mann Kleider, die alt geworden, abwirft  
 und legt andre, die neu sind, ihm an;  
 So läßt auch dieß Wesen den Leib, den alten, alsobald  
 eingehend in andre neue.  
 Nicht mögen Waffen es spalten, noch wird's etwa  
 durch Bluth vertilgt,  
 Nicht vom Wasser wird's aufgelöst, nicht der trock-  
 nende Wind verzehrt's,  
 Unverwundbar, verbrennlich nicht, nicht zu schmel-  
 zen, zu trocken nicht,  
 Adurchdringend und bleibend ist's, auch unwan-  
 delbar ewiglich.  
 Unerklärlich, undenkbar wird's, unvertilgbar mit  
 Recht genannt;  
 Drum so du solches erkannt hast, ziemt dir's fürder  
 zu klagen nicht,  
 Wenn du dir's ewig entstehend, oder auch ewig  
 sterbend denkst,  
 Wahrlich dann, o erhabner Held! ziemt dir es zu  
 beweinen nicht.  
 Gewiß ist des Gebornen Tod, wie die Geburt des  
 Gestorbenen;  
 Weil dieß nun unvermeidlich ist, ziemt dir es zu  
 beweinen nicht.

Der Wesen Ursprung ist dunkel, klar nur die Mitte,  
 Bhorots Sohn,  
 Dunkel der Untergang wieder, was ist da nun zu  
 klagen noch?

Als Wunder betrachtet der ein' es staunend, als Wunder  
 spricht lehnend davon ein anderer,  
 Als Wunder hört Kunde von ihm ein anderer, und hat  
 er's vernommen, erkennt's doch keiner.

Ewig die Leiber durchwandert's, doch zerstörbar in  
 keinem Leib,

Drum kein lebendes Wesen nicht darfst du beklagen,  
 Bhorots Sohn!

Was deine Pflicht, im Aug haltend, solltest du  
 fürder sagen nicht;

Nichts wird höher als Kampfes Pflicht für den  
 Krieger gefunden wohl.

Wo ganz nach Wunsch vor den Augen sich ja auf-  
 thut des Himmels Thür;

Seelig wohl sind die Krieger, Fürst! denen zu  
 Theil wird solch ein Kampf.

Wenn aber diesen Beruf du nicht, des Kriegers  
 erfüllen wirst,

Dann deine Pflicht, ja die Ehr' auch setzest hinten  
 du, fällst in Schuld.

Es werden Schand' auch, ewige, dir nachreden die  
 Wesen all;

Des einst Gepriesenen Unehre muß noch jenseit dem  
 Tod bestehen.

Du feist aus Furcht gewichen, glauben die Wagen-  
 mächtigen; 6)  
 Denen so hoch du geehrt warst, wirst du leicht nun  
 geachtet sein.  
 Auch manches unwürdige Wort gesagt werden von  
 Feinden dir,  
 Schmach redend deiner Tapferkeit; was kann  
 schmerzlicher sein als dies?  
 Fallend erlangst den Himmel du, siegreich freust  
 du der Erde dich;  
 Drum erhebe dich, Kuntt's Sohn! auf zur  
 Schlacht mit entschlofnem Muth.  
 Beide gleich achtend, Freud' und Leid, Gewinnst,  
 Verlust, und Sieg und Tod;  
 Hüfte denn also zur Schlacht dich jetzt, so ladst  
 auf dich du keine Schuld.

---

Aus dem vierten Adhyaya, dem Bojnayoga.

Diese ewige Lehre nun offenbart' ich dem Bivo-  
 svan, 7)  
 Bivosvan machte sie Monu'n, Monu dem  
 Isbhvaku 7) kund.

---

6) Weinahme der Helden.

7) Bivosvan, der Sohn des Sonnengottes; Isbhvaku, Sohn  
 des Bivosvan und Ahnherr des ganzen Stamms der Son-  
 nenkinder.

So erhielt einer vom andern lernend der Priester-  
fürsten sie ;  
Durch der Zeit Länge aber ward zerstört die Lehre,  
Herrlicher !  
Eben die ist's, die heut' ich dir, die alte Lehre,  
offenbart.  
Mein Diener bist du ja, Freund, auch ; das höchst'  
ist's der Geheimnisse.

### O r i u n .

Es ist deine Geburt später, früher ja Vibosvan's  
Geburt ;  
Sage wie soll ich begreifen nun, daß zuerst du es  
offenbart ?

### B h o g o v a n .

Viel sind meiner vergangenen Geburten, Oriun,  
deiner auch,  
Alle sie kenn' ich wohl wissend, du kennst nicht  
sie, o Herrlicher !  
Ungeboren, unwandelbar bin ich, auch aller Wesen  
Herr ;  
Mein eigen Wesen beherrschend, entsteh' ich durch  
den eignen Schein. 8)

---

8) Das Entstehen und Vergehen ist nur eine Täuschung,  
Maya. Diese Maya aber, welche die Quelle der Welt  
der Erscheinungen ist, ist eine Wirkung der Kraft des  
Gottes.

So oft als nun ein Verschwinden des Rechts sich  
 zeigt, o Bhovots Sohn!  
 Ein Emporsteigen des Unrechts, erschaff' alsbald  
 mich selber ich,  
 Zu erretten die Rechtschaffnen, zu vernichten die  
 übles thun,  
 Fest das Recht wieder zu stellen, komm' ich ins  
 Sein von Zeit zu Zeit.  
 Wer mein göttlich Entstehn und Thun wohl er-  
 kennt nach der Wahrheit Grund,  
 Den Leib lassend, zur Welt wiederkehrt der nicht,  
 Driun, kommt zu mir.  
 Von Stolz, Furcht und von Zorn befreit, zu mir  
 strebend durch mich, aus mir,  
 Kommen der geistig Frommen viel in mein Wesen  
 vereint <sup>9)</sup> zurück.

---

Aus dem fünften Odhyano, dem Sonnvasanogo.  
 Den erkenn' als enthaltenam stets, der nicht klaget und  
 nichts begehrt;

---

9) Es ist oft schwer, für die metaphysischen Worte der Indi-  
 schen Sprache, ganz entsprechende zu finden. Yutto z. B.  
 was hier in der Urschrift steht, ist der Wurzel und der  
 Form nach ganz dasselbe wie das lateinische junctus. Oft  
 heißt es nichts weiter als proeditus; wo es aber einen ganz  
 geistigen Sinn hat, habe ich es bald durch vereint, bald  
 durch vollendet über'setzt.

Fern von Zwiespalt <sup>10)</sup>, o Mächtiger! wird der selig,  
 der Bande frei.  
 Erkenntniß trennen und Handeln thöricht redende  
 Knaben nur;  
 Wer an dem Einen stets festhält, findet der beiden  
 Frucht zugleich.

---

Hier schon gewinnen den Himmel, deren Geist in der  
 Gleichheit steht;  
 Ganz vollkommen und gleich ist Gott, darum ruhen in  
 Gott sie stets.  
 Nicht erfreue sich je des Glücks, und nicht klage im  
 Unglück auch,  
 Wer festgesinnt, von Thorheit frei, Gott erkennend in  
 Gott beharrt.  
 Wen nicht äußres Gefühl anzieht, findet in sich was  
 selig ist;  
 Mit Gott die Einung vollendend, hat er ein unzerstör-  
 bar Gut.

---

Wer nun schon hier ertragen kann, noch eh' frei er des  
 Leibes ward,

---

10) Dieses ist ganz metaphysisch zu verstehen: fern von aller Dualität; alles auf die Einheit beziehend, wie es in mehreren Stellen des Gedichts zur Genüge auseinander gesetzt wird.

Der Begierd' und des Zorns Gewalt, der ist seelig  
vollendet wohl.

Wer innen innren Glücks sich freut, und wer innen  
erleuchtet ist,

Der geht als Frommer Gotterfüllt wieder in Gottes  
Wesen ein.

Das Wesen Gottes erreichen die Heiligen von Sünde  
rein,

Frei im Geiste von Zweifeln ganz, in aller Wesen  
Lieb' erfreut.

Aus dem sechsten Odhyano, dem Atmosonnomonogo.

Der wahrhaft Fromme steht ewig einsam in sich mit  
seinem Geist,

Einheit = beseelt, des Sinns Sieger, sonder Begier,  
von nichts berührt.

Wer vereinigt <sup>11)</sup> sein Innres stets, und als Frommer  
den Geist beherrscht,

Die höchste geistige Ruhe erreicht der, die da wohnt  
in mir.

Wenn fest geordnet das Denken in sich selber behar-  
rend ruht,

11) Siehe die Anmerkung 9.

Keine Begierd' ihn je berührt, dann heißt ein Frommer  
das mit Recht.

Wie am windlosen Ort ein Licht, nicht bewegend,  
dieß Gleichniß gilt

Von dem Frommen der sich besiegt, nach Vollendung  
des Innern strebt.

Da wo das Denken freudig wirkt, durch der Frömmig-  
keit Trieb bestimmt,

Wo er den Geist im Geiste schaut, in sich selber be-  
glückt ist er.

Wer das unendliche Gut, was übersinnlich der Geist  
ergreift,

Dorten erkennt, mit nichts weicht standhaft der von der  
Wahrheit ab.

Welches erreichend, er kein Gut höher noch achtet je  
als dieß;

Worin durch Leiden noch so groß, standhaft er nicht  
erschütteret wird.

Immer mehr freu' er sich der Gesinnung, die standhaft  
ist.

In sich selbst fest den Geist stellend, sinn' er nichts  
anders fürder mehr.

Wohin immer der Geist wandert, der leichte, unbe-  
ständige;

Von da dieses zurückhaltend, stell' er in sich die Ord-  
nung fest.



Jener, der ruhig so gesinnt, des Frommen höchstes  
 Gut und Glück  
 Erreicht er, alles Scheins befreit; Gottes Wesen von  
 Flecken rein.  
 Immer vollendend sein Innres, wird der Fromme von  
 Sünde frei,  
 Berührt Gott in der Seeligkeit und genießt ein unend-  
 lich Gut.  
 In allen Wesen das Selbst<sup>12)</sup>, sieht wieder die Wesen  
 all' im Selbst,  
 Welcher wiedervereinten Sinns, alles mit gleichem  
 Muthes schaut.  
 Wer nur mich überall erblickt, und wer alles erblickt  
 in mir,  
 Nimmer werd' ich von dem fern sein, noch wird von  
 mir er je getrennt.  
 Wer den allgegenwärt'gen, mich, verehrt, und fest an  
 der Einheit hält,  
 Wo er immer auch wandeln mag, wandelt der Fromme  
 stets in mir.

---

12) Atmo heißt zugleich selbst und Geist, und ist oft  
 schwer ganz genau auszudrücken. Ich und Ichheit darf  
 man es nicht übersetzen, weil es dafür ein andres Wort  
 giebt, Dhonkaro.

---

Aus dem siebenten *Obhyan*,  
dem *Inanovijuanonogo*.

*B h o g o v a n*.

Zu mir hin mit dem Geist strebend, Andacht übeud,  
daheim in mir,  
Wie du mich frei von Zweifeln gleich wirst erkennen,  
vernimm o Fürst!  
Diese Weisheit und Kenntniß sei ohne Rückhalt dir  
kund gethan.  
Wenn dieß erkannt, ist nichts fürder hier des Erkennens  
würdig noch.  
Von tausend Menschen ist einer etwa, der nach der  
Tugend strebt,  
Von den nach Tugend strebenden einer, der mich in  
Wahrheit kennt.  
Erde, Wasser und Wind, Feuer, Luft <sup>13)</sup> und Geist,  
der Verstand sodann,  
Ichheit; dieß sind die acht Stücke meiner getheilten  
Wesenkraft.  
Doch ein andres als dieß, höh'eres Wesen an mir erkenne  
du,

---

13) Khon wird auch Aether übersetzt. Davu ist der fühlbare Theil der Luft, welchem die Indier die Eindrücke der Berührung und den Sinn des Gefühls zuschreiben; Khon ist der verborgnere Theil der Luft, in dem der Schall erzeugt wird.

Was die ird'schen belebt, O rjun! auch die Welt hier  
 erhält und trägt,  
 Dieß ist die Mutter der Dinge, aller zusamt, das  
 glaube, Freund!  
 Ich bin des ganzen Weltenalls Ursprung, so wie Ver-  
 nichtung auch.  
 Auffer mir giebt es ein andres höheres nirgends mehr,  
 o Freund!  
 An mir hängt dieses All vereint, wie an der Schnur  
 der Perlen Zahl.  
 Ich bin der Saft <sup>14)</sup> im Flüssigen, bin der Sonn' und  
 des Mondes Licht,  
 In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft,  
 im Mann der Geist.  
 Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch  
 des Strahlenquells,  
 In allen Irb'schen das Leben, bin die Buße im  
 Büßenden.  
 Alles Lebendigen Saame bin ich, wisse, von Ewig-  
 keit;  
 Bin in den Weisen die Weisheit, ich der Glanz auch  
 der Strahlenden.  
 Dann die Stärke der Starken ich, die von Begier und  
 Stolz befreit;  
 In den Lebend'gen die Liebe bin ich, durchs Recht  
 beschränkt, o Fürst!

---

14) Dasjenige, was den verschiedenen Flüssigkeiten den Ge-  
 schmack, die eigenthümliche Qualität giebt.

Welche Naturen nun wahrhaft, scheinbar nur oder  
finster sind, <sup>15)</sup>

Aus mir sind, wisse, auch diese; nicht ich in ihnen,  
sie in mir.

Durch die Täuschung nun dieser drei Eigenschaften ist  
ganz bethört

Alle Welt und verkennt mich, der über jenen, unwan-  
delbar.

Göttlich ist sie, die Welten schafft, <sup>16)</sup> meine Täuschung,  
wird schwer besetzt;

Aber die, welche mir folgen, schreiten über die Täu-  
schung hin.

Nicht folgen die Verbrecher mir, noch die Thoren und  
Niedern nach,

15) D. h. die drei Welten der alten indischen Lehre: die Welt der Wahrheit, die des Glanzes oder Scheins, und die der Finsterniß, entspringen gleichfalls aus mir. Eigentlich aber ist diese ganze Ansicht nicht der Wahrheit gemäß, und jene Dreieit eine Täuschung und bloße Erscheinung. Eine andere Stelle des Gedichts geht noch stärker gegen diese Lehre von drei Welten oder drei Eigenschaften, und zugleich gegen die Veda's, worin diese Ansicht herrscht:

Die Veda's gehn auf drei Wesen, nicht von drei Wesen  
sei, o Freund!

Nicht zwiefach, sondern wahrhaft stets, unbestrebt, duf-  
dend, geistig sei!

16) Siehe die Anmerkung 8.

Welche vom Schein im Geist bethört, zu den Dämonen  
sich gewandt.

Vier Arten sind's, die mich ehren, der guten Menschen;  
o Bhorots Sohn!

Wer arm ist, wer nach Weisheit strebt, wer Reichthum  
wünscht, der Weise dann.

Von diesen ist's der Weisf allein, der stets vereint dem  
Einen dient;

Wohl ein Freund bin ich des Weisen, sehr, so wie er  
der meine ist.

Alle verdienen hohes Lob, der Weise gilt wie ich bei  
mir;

Zu mir richtet den letzten Weg, hin sein wiederverein-  
ter Geist.

Am Ende vieler Geburthen schreitet der Weise hin zu  
mir;

„Das Basudevo<sup>17)</sup> alles ist,“ wer so groß denkt,  
ist selten wohl.

Von dem und dem Gelüst bethört, folgen sie andern  
Göttern nach,

Errichten die und die Sahun, durch die eigne Natur  
bestimmt.

Wer auch was für ein Bild dienend im Glauben zu  
verehren wählt,

Den festen Glauben desselben, ich bin's allein, der den  
entflammt.

---

17) Basudevo, Krishno der Sohn des Basudevo.

Er, des Glaubens begabt also, ist nun bemüht um  
 jenes Günst,  
 Und erreicht auch die Wünsche dann, von mir bestimmt,  
 wie's mir gefällt.  
 Endlich doch ist die Belohnung dieser wenig erkennen-  
 den ;  
 Zu ihnen kommt, wer den Geistern diente, die meinen  
 dann zu mir.  
 Sichtbar zu greifen, während sie sind, die Thoren, der  
 unsichtbar,  
 Kennen mein hohes Wesen nicht, das ew'ge, aller-  
 habene.  
 Nicht was sichtbar des Alls bin ich, in der Meinungen  
 Schein verhüllt, <sup>18)</sup>  
 Die Welt kennt nicht, die thörichte, mich den ew'gen,  
 der unerzeugt.  
 Ich kenne die vergangnen all, die icht seienden,  
 Drjun! auch,  
 Und die zukünftigen Wesen; mich erkennt aber keiner  
 je.  
 Die aus Neigung und Haß entspringt, durch der Zwei-  
 heit Verblendung, Ärger!

---

18) Yogo heißt eine Glaubenslehre, wie denn die einzelnen  
 Abschnitte des Bhogovotgita selbst Yogo's genannt werden.  
 Hier sind aber offenbar die falschen bloß sinnlichen Reli-  
 gionen und Lehren der Vielgötterei und des Dämonen-  
 Dienstes gemeint.

Wandeln von Anfang zum Verbum—alle Irdischen, o  
 Bhoro's Sohn!  
 Doch wenn die Schuld vertilgt endlich deren, die rei-  
 nen Wandels sind,  
 Von der Zweifelheit Verblendung frei, ehren sie mich,  
 im Glauben fest.

---

Aus dem achten Ddhvano.

Bhoggovān.

Es kehret nicht zur Sterblichkeit die vergänglich, der  
 Leiden Haus,  
 Wer mich erreichte noch zurück, hoch am Ziel der  
 Vollkommenheit.  
 Wiederkehrender Art, 19) Driun! sind aus Brohma  
 die Welten all;  
 Wer mich erreicht hat, Kunti's Sohn, ist der fernern  
 Geburth befreit.

---

19) Hier wird dem Krishno ganz deutlich der Vorzug vor Brohma gegeben. Vom Brohma rühren die Welten der Erscheinung her, in denen Seelenwanderung Statt findet, und stets erneute Rückkehr ins Leben, die hier als ein Unglück betrachtet wird. Krishno ist der Gott der ewigen Einheit und des wahrhaften Wesens.

---



## IV.

Aus der Geschichte der Sokuntola  
nach dem Mohabharot.

Es sind in der Episode des Mohabharot, welche die Geschichte der Sokuntola enthält, vorzüglich zwei Momente derselben ausführlich behandelt, wovon der eine, die Geburth der Sokuntola, in dem Schauspiele des Kalidas nur im Vorbeigehn erwähnt, der andre aber, die Scene der Verläugnung und der endlichen Wiedererkennung bei dem König Dushvonto sehr verschieden behandelt ist.

Da wir diese beiden Stücke vorzüglich nur als Beispiele der ältern indischen Poesie geben, so sind, wo es ohne Schaden des Zusammen-



hanges geschehen konnte, einige Distichen ausgelassen, deren Inhalt bloß dogmatisch oder voll historischer Anspielungen war, um nicht durch viele Anmerkungen den poetischen Eindruck stören zu müssen.

---

### Geburth der Sokuntola.

Die Scene beginnt da, wo König Dushvonto sich bei einer Jagd in den Wald vertieft, und den heiligen Büßer Konvo, der dort in der Einsamkeit lebte, aussuchen will. Er trifft die schöne Einsiedlerin, und ist sehr begierig, zu erfahren, wer sie sei. Denn wäre sie, wie er glaubt, Tochter eines Brahminen gewesen, so würde er sich nicht mit ihr haben verbinden dürfen.

Allein ging der Fürst nun hin, ihm folgten seine  
Näthe nicht,  
Sah in der einsamen Wohnung nicht den andächtigen  
Heiligen.  
Als er den Heiligen nicht erblickt, leer des Ein-  
siedlers Hütte sah,  
Rieß er von seiner Stimme Schall wiederhallen  
umher den Wald.  
Aber sein Rufen vernahm jetzt, schön wie Sri  
von Gestalt die Magd,

Trat hervor aus der Hütte dort in der Einsiedlerin-  
nen Tracht.

Als Dushvonto, den König, nun die schwarz-  
äugigte Magd erblickt,

Sagte sie schnell ihm Willkommen, bot ihm mit  
Ehrebieten Gruß;

Bediente dann mit dem Sessel ihn, mit Waschen  
der Füße auch,

Fragte nach seinem Wohlfsein dann, wünschte dem  
Kön'ge Glück und Heil.

Als sie nun ihn bedient hatte, sein Wohlbefinden  
auch gesehn,

Sagte sie lächelnd jetzt zu ihm: „Was ist weiter  
zu deinem Dienst?“ —

Zu ihr sagte der König drauf, zum holdredenden  
Mädchen er,

Da so schön die Gestalt er sah, nach den Ehren-  
bezeigungen:

„Ich kam hierher um dem großen Heiligen, K o n v o  
zu huldigen.

Wo ging er hin der göttliche? Das, o du schöne!  
sage mir.“ —

### S o f u n t o l a.

Es ging mein göttlicher Vater, Früchte zu hoblen  
nur von hier;

Nur einen Augenblick verzieh, so wirst du rückge-  
kehrt ihn sehn.

Als er den Heiligen nicht erblickt, auch sodann  
 dies gesprochen war,  
 Er sie sahe so voll Anmuth, die süßlächelnde,  
 liebliche,  
 Die in der Reihe Glanz strahlte, wie in Andacht  
 und Demuth auch,  
 Der Tugend Schöne besitzend, sprach er also der  
 Erde Fürst:

„Wer bist du, Holde, und wessen? weshalb zogst  
 in den Wald du hier?  
 Mit so hoher Gestalt begabt, und wo kamst du  
 Schöne her?  
 Durch deiner Schöne Anschauen hast die Seele  
 du mir geraubt;  
 Dich zu kennen verlangt mich; sag es, liebliche,  
 alles mir.“ —

Als nun der König dieß gesagt, gab darauf in der  
 Hütte dort  
 Lächelnd das Mädchen die ~~Worte~~ wieder, sprach sie  
 mit holdem Laut:  
 Für des Konno, des göttlichen, Tochter gelt ich,  
 erhabner Fürst!  
 Des festgesinnten Büßenden, des Weisen, der das  
 Recht erkennt.

## D u s h v o n t o .

Erhaben denkend und göttlich, heilig ist er und  
 allgeehrt;  
 D h o r m o <sup>1)</sup> selbst mag vom Pfad wanken, doch  
 es wankt solch ein Frommer nicht.  
 Wie kannst des Tochter geböhren du also sein,  
 liebliche!  
 Diesen mächtigen Zweifel nun wollest du jeho  
 lösen mitr.

## S o f u n t o l a .

Wie ich hieher gekommen bin, welches zu wissen  
 du begehrt,  
 Vernimm es Fürst der Wahrheit nach, wie ich  
 des Heiligen Tochter bin.  
 Es kam einst hier ein Frommer her, meinem Ur-  
 sprunge fragt' er nach;  
 Dem erzählte der Göttliche folgendes, das ver-  
 nimm nun, Fürst!

## K o n v o s r a c h :

„B i s v o m i t r o , der Büssende, übte so großer Buße  
 Werk,  
 Daß der König der Geisterschaar, I n d r o , ge-  
 waltig dreb erschraf,

---

1) Der Gott der Gerechtigkeit.

Daß nicht des Helden Andachtsgluth ihn erschütterte  
von seinem Sitz.

Diese Gefahr nun befürchtend sprach er also zur  
Menoka:

I n d r o.

Der Nymphen himmlische Reihe preißt man, o  
Menoka, an dir;

Einen Dienst thue mir, Mädchen; was ich dir  
sage, das vernimm!

Der wie die Sonne im Glanz strahlt, Wisvo=  
mitro, der Hellsge dort

Vollbringt so furchtbare Buße, daß mein Geist mir  
erzittert drob.

Menoka! dein Geschäft ist dieß: Wisvomitro,  
der mich bedroht,

Furchtbar zu schaun, von festem Geist, wandelt  
in grimmer Buß' er stets,

Daß vor dem nicht mein Thron falle; zu dem geh'  
und gewinne ihn,

Gehe hin wo er Buße übt, thue die höchste Liebe  
mir;

Blühend in Schöne der Jugend, und mit lächelnder  
Worte Laut,

• Fessl' ihn auch mit der Freuden Reiz, wende von  
seinem Werk ihn ab.

## M e t o f a.

Hochstrahlend ist der Göttliche und dazu auch er-  
 haben fromm;  
 Wie er geneigt zum Borne sei, ist dem Gebieter  
 auch bekannt.  
 Den strahlenden nun, den frommen, zornigen,  
 hochgesinnten Mann,  
 Vor dem du selber dich fürchtest, wie sollt' ich ihn  
 nicht fürchten denn?  
 Er, der den großen Bosishto <sup>2)</sup> der theuren  
 Söhne einst beraubt,  
 Zu dem du selbst, den Mond fürchtend, um Hülfe  
 gingst, der Geister Herr!  
 Ihn, der vollbracht die Thaten all, ja wohl sehr  
 muß ich fürchten den;  
 Wie sein Born nicht verzehre mich, dessen belehr',  
 Gebieter, mich!  
 Desß Glanz die Welten entflammen, desß Fuß die  
 Erd' erschüttern mag,  
 Der zerschmettern den Berg Meru, leicht verwir-  
 ren die Räume <sup>3)</sup> kann,  
 Der mit solcher Andacht begabt, in Gluth strah-  
 lend dem Feuer gleich,

---

2) Von mehreren historischen Anspielungen der Art auf die großen Thaten des Wisvomitro, haben wir des Uebergangs wegen diese eine beibehalten.

3) Die Räume der Welt.

Wie möcht' ein Mädchen unsrer Art ihn berühren,  
 der heilig ist;  
 Des Antlitz strahlt wie die Flamme, des Blick  
 leuchtet wie Sonn' und Mond,  
 Wie mag, Gebieter! Kalo's 4) Schlund eine  
 von uns berühren wohl? —  
 Weil aber der König mich angesprochen, wie sollt' ich  
 nicht gehn vor des Heiligen Antlitz!  
 Erwinne Rettung denn für mich, Gebieter! daß ich für  
 dich gehend errettet bleibe.  
 Wenn du es willst, laß das Gewand den Marut, des  
 Windes Gott, weg von mir wehn im Tanze,  
 Begleiten muß Monmotho 5) auch dieß Geschäft,  
 durch deine Gunst mir als Gehül' er beistehn.  
 Laß aus dem Wald Düste mir wehn den Bayu, zu  
 jener Zeit, da ich den Seher fessele.  
 Als dieß gesagt und von ihm war bestätigt, da ging sie  
 zur Hütte des Einsiedlers hin.

Als die liebreichende nun sah, schuldgereinigt durch  
 fromme Gluth

Bisvomitro, den Büßenden, in der einsamen  
 Wohnung dort;

Da begrüßte sie zuvor ihn, tanzt und scherzt vor  
 dem Heiligen dann;

---

4) Der Gott der Zeit, und dann der Zerstörung, des Todes.

5) Der Gott der Liebe.

Abwehete ihr Gewand Marut, das gleich dem  
 Monde glänzende.  
 Wie von ihr das Gewand nun sank hin zur Erde,  
 da blickte sie  
 Lächelnd, die lieblich reißende, oft den beschämten  
 Marut an ;  
 Während der Seher dort zuschaut, der wie die  
 Flamme strahlende.  
 Als Bisvomitro nun jene, die fleckenlos da vor  
 ihm stand ,  
 In ihr Gewand verwickelte, er der einsamen Seher  
 Fürst ,  
 Und die der Wind enthüllt hatte , die vollblühen-  
 den Reize sah ,  
 Ihre hohe Gestalt erblickt' , er, der der Weissen  
 König war ,  
 Da ergriff ihn der Neigung Gluth, fiel er in der  
 Begierde Macht.  
 Jene ladet er zu sich ein , willig folgte die himm-  
 lische ;  
 So verlebten zusammen sie eine glückliche Zeit  
 daselbst ,  
 Sich ihrer Liebe erfreuend , bis nach bestimmter  
 Zeiten Lauf  
 Der Seher von der Menoka die Sokuntola ,  
 hat erzeugt.



Dort in des Himovan Wildniß, am Ge-  
 stade der Malinī  
 Bracht' ans Licht ihres Leibes Kind, an Mali-  
 nī's Fluthen Menoka.  
 Da ihr Geschäft sie nun vollbracht, ging alsbald  
 sie zum Jndro auf,  
 Ließ in dem wüsten Wald die Frucht, wo der  
 Tiger und Löwe hauf't.  
 Da nun schlummernd die Sokunta's<sup>6)</sup> sahen  
 das Kind, umringten sie's,  
 Daß nicht tödten im Wald' es dort möchte reis-  
 sender Thiere Schaar.  
 So ward der Menoka Tochter da beschützt von  
 der Geier Schaar.  
 Als ich zum Bade dorthin kam, sah ich im  
 Schummer ruhn das Kind,  
 Dort im einsamen Waldesthal, rund umringt von  
 der Geier Schaar;  
 Ich nahm sie auf nun, und zu mir, hielt sie  
 fürder an Tochter Statt.  
 Weil ich in einsamer Wildniß sie von Sokun-  
 ta's fand umringt,  
 Ward der Nahme Sokuntola ihr gegeben so-  
 dann von mir.

---

6) Eine Art Geier; vultures erklärt es Wilkins.

Du weißt nun, wie Sokuntola, o Heilger, 7)  
 meine Tochter ward;  
 Für ihren Vater auch hält mich Sokuntola,  
 die Tadel's frei.“

Also that meine Geburth er, sie dem Heiligen erzählend, kund.  
 Wie ich die Tochter des Konvo sei, weißt du also, erhabner Fürst.  
 Als Vater acht' ich den Konvo, kenne ja meinen Vater nicht;  
 Diese Geschichte, o König! hörtest du, wie es sich begab.

---

Rede der Sokuntola an den Dushvonto.

In der Behandlung dieses Theils der Geschichte weicht das alte Heldengedicht sehr vom Kalidas ab. Auch im Mohabharat wird Sokuntola von dem Dushvonto zuerst verläugnet und verworfen, worauf denn endlich die Wiedererkennung und Versöhnung folgt. Von der Zauberei mit dem Ringe aber kommt hier nichts vor. Der Knabe ist schon sechs Jahre alt, als

---

7) Man erinnere sich, daß Konvo zu dem frommen Pilger spricht, der nach Sokuntola's Herkunft gefragt hatte.

Sokuntola mit ihm an Hof zu dem König geht, um diesen an das gegebene Versprechen, daß er ihren Sohn zum Erben des Reichs erklären wolle, zu mahnen. Dushvonto verläugnet die Sokuntola nur deswegen, weil er fürchtet, wenn er so leicht ohne Beweis in die Anerkennung willige, möge Verdacht gegen die Aechtheit des Kindes bei den Großen des Reichs entstehen; vielleicht auch, um die Geliebte auf die Probe zu stellen.

Sokuntola geräth über seine Härte in hohen Unwillen, und endlich bricht ihr Schmerz in folgende Rede aus, die den Untreuen an die Stimme des Gewissens und der allsehenden Gottheit erinnert, ihm die Heiligkeit der Ehe und die Schönheit der kindlichen Natur schuldert, und mit einer sanften Klage über ihr Unglück endet.

Wohl mich kennend, erhabner Fürst, warum redest  
du so zu mir;

„Ich kenne dich nicht“, ganz furchtlos, wie ein  
niedrig geborener?

Da dein Herz doch wohl wissend ist, was hier wahr  
und was falsches ist;

Dies Kind der Liebe verwerfend, schmähest du da-  
durch ja selber dich;

„Ich bir's affein“, also gedenkst in dir du, kennst nicht  
 den im Herzen, den alten Seher <sup>1)</sup>;  
 Willst, dem bekannt alle des Schuld'gen Thaten, im  
 Angesicht dessen die Sünde begehnt.  
 Denkst, wenn vollbracht die Unthat ist: „Keiner weiß  
 ja, daß ich es war;“  
 Doch es wissen's die Götter all, selbst auch innen  
 der inn're Mensch.  
 Sonn' und der Mond, Feuer und Luft, die Himmel,  
 die Erd' und Fluth, innen das Herz, die Tief' auch,  
 Ja Tag und Nacht, samt den Zeiten beide, auch des  
 Rechts Gott, sehen das Thun des Menschen.  
 Dort im Abgrund des Todes Gott, verlöscht was  
 übles der gethan,  
 Mit dem zufrieden der Geist ist, so die That schauend  
 in uns wohnt;  
 Doch mit wem nicht er zufrieden, wer von übler  
 Gesinnung ist,  
 Den vernichtet des Todes Gott selbst, den schuld'gen,  
 in übler That.  
 Mich die selbst du gewählt hattest, o verschmäh  
 die getrene nicht;  
 Achtend nicht, die du achten sollst, mich dein eigen  
 bestimmtes Weib.

---

1) Den im Herzen, den alten Seher, oder den alten Einsiedler  
 hritsonom munin puranon; das Gewissen.

O warum blickst du verächtlich auf mich, wie eine  
niedrige?

Nicht ja in einer Wüste hier klag' ich, warum  
nicht hörst du mich?

Aber wenn du der Sehenden, nicht ein Wort mir  
gewähren willst,

In hundert Stücke, Du schvonto! wird zerprin-  
gen alsbald mein Haupt.

So der Frau ihr Gemahl nahez, wird er wieder:  
geböhren selbst

Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter  
Seher Zeugniß spricht. 2)

Wohl ist die Frau des Manns Hälfte, die Frau  
der Freunde innigster;

Ist die Frau alles Helles Quell, die Frau Wurzel  
des Kerkers auch. 2)

Freundinnen sind dem Einsamen sie zum Trost mit  
süßem Gespräch;

---

2) Das Geheimniß der Ehe nach der indischen Lehre beruht  
ersthch darauf, daß diese Verbindung auch in jenem Leben  
fortdauert, vorzüglich aber darauf, daß der Sohn, der der  
Vater selbst in einer neuen Verwandlung ist, allein das  
Vermögen besitzt, durch fromme Werke und Gebräuche  
der Andacht die Seele des Vaters von den Strafen, die  
er für seine Verschuldungen in jener Welt leiden muß, zu  
befreien. Daher wird er der Ketter des Vaters genannt,  
und daher wird es für das größte Unglück gehalten, keinen  
Sohn zu haben.

Zu der Pflicht Uebung wie Väter, tröstend im  
 Unglück Müttern gleich.  
 Scheidet die Frau nun zuerst hin, schaut zum Ge-  
 mahl sie, harrend sein;  
 Doch starb zuvor der Geliebte, folget sie willig  
 gleich ihm nach.  
 Um solcher Ursach, o König, wird hoch begehrt  
 der Ehe Bund;  
 Weil der Mann sein Gemahl besitzt, in der Welt  
 hier, in jener auch.  
 Als er selbst, von ihm selbst gezeugt, ist nach der  
 Weisen Sinn der Sohn;  
 Drum soll der Mann sein Weib achten, die des  
 Sohns Mutter, Mutter gleich.  
 Den Sohn aus seinem Weib' erzeugt, wie im  
 Spiegel das Ebenbild,  
 Ist dem Vater zu schaun freudig, wie dem Seel'-  
 gen der Himmel ist.  
 Wenn auch versengt vom Seelenschmerz, Krank-  
 heit leidend die Menschen sind,  
 Freuen sie doch ihrer Weiber sich, wie die Fluth  
 labt die schwachtenden.  
 Wenn sich das Kind zu ihm wendend, wie es am  
 Boden hat gespielt,  
 Fest um des Vaters Glieder schließt, was giebt's  
 höheres noch als dieß?  
 Ihn, den du selbst eigen gebildet, diesen Sohn  
 hier, der liebevoll

Auf dich schauend zur Seite blickt, o warum denn  
 verschmähtst du ihn?  
 Sorgen um ihre Eier doch, sie nicht brechend, die  
 Vögel selbst;  
 Wie geschieht's denn, daß du verläßt, des Rechts  
 kundig, den eignen Sohn?  
 Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen sind  
 zu berühren nicht  
 So sanft, als des umarmenden Kindes Berührung  
 lieblich ist.  
 So berühre umarmend dich hier der Knabe, der  
 lieblich blickt;  
 Holdrer als Kindes Berührung, hat die Welt kein  
 Gefühl in nicht.  
 Aus deinem Leib' erzeugt ward er, von dem Manne  
 ein andrer Mann;  
 Wie im Spiegel des Narayn Quells, siehe den  
 Sohn, ein zweites Selbst.  
 Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom  
 Heerd genommen wird,  
 So ist von dir erzeugt dieser, du selbst der Eine,  
 ungetheilt.  
  
 Ein Jäger wanderte umher, war zu jagen das  
 Wild bedacht;  
 Ich war's, Fürst! die gefangen ward, ach ein  
 Mädchen in Waters Pain.

Der himmlischen Gespielinnen erste, die Menoka  
 genannt,  
 Stieg vom Himmel zur Erd' herab, empfing vom  
 Bisvomitro mich.  
 An des Schneegebürgs Seite gebahr mich dann  
 die himmlische,  
 Und mich verlassend dort ging sie böse, wie einer  
 andern Kind.  
 Welch' ein Verbrechen wohl hab' ich im vor'gen  
 Leben einß verübt,  
 Daß von den Mein'gen verlassen ich als Kind  
 ward, und jezt von dir.  
 Wie dir's gefällt, verlassen denn will ich zu mei-  
 ner Hütte gehn;  
 Den Snaben aber verlassen darffst du nicht, der  
 dein eigen ist.









PLANOX  
czyszczenie  
2009

---

**KD.4519**  
**nr inw. 5942**